Das
Paradies der Frauen.

Von

Paul Féval.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Zweiter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1854.

XI.

Asträens Wohnung.

Der kleine Sulpice hatte dieses Schauspiel durch die Fenster gesehen, denn man hatte alle Vorhänge abgerissen. Er sah bereits ein, warum der Neffe des Pfarrers die Flucht ergriffen hatte. Sulpice dachte: um so mehr Ursache hatte er, bei dem Bette der Verstorbenen zu bleiben. Er, der kleine Hirt, wäre gewiß geblieben, wenn er ein Seminarist gewesen wäre; er würde die Entweihung des Sterbehauses durch Gebet gesühnt, die ruchlosen, gotteslästerlichen Worte durch ernste Ermahnungen beantwortet haben; aber der Neffe des Pfarrers von Plouesnon galt für einen armen Tropf.

Er hatte sich gefürchtet, und man konnte es ihm nicht ganz verargen. Denn Sulpice hatte nicht Alles gesehen.

Er blieb nur etwa zehn Minuten im Schloßhofe stehen: er wollte einen günstigen Augenblick abwarten, um ungesehen in den Vorsaal zu gelangen. Die Gelegenheit bot sich nicht dar, weil die neuen Herren des Schlosses beständig von dem Salon in den Speisesaal gingen. Sulpice konnte nicht hoffen, ihrer Aufmerksamkeit zu entgehen; er ging daher um den östlichen Flügel, sprang über die Gartenmauer und schlich sich an den Haupteingang.

Hier waren alle Thüren offen. Sulpice ging in die Küche, wo Niemand war. Es war nun sehr leicht die Haupttreppe zu erreichen. Er zog seine Schuhe aus, um kein Geräusch zu machen, und kam unbemerkt in den ersten Stock. Mit den Wachskerzen war man eben nicht verschwenderisch gewesen, die Treppe und die Gänge waren ganz finster. Im Erdgeschosse tollte und lärmte die wilde Rotte immer fort, als ob alle Teufel der Hölle ein Fest feierten.

Sulpice kannte die innere Eintheilung des Schlosses nicht genau. Er tappte auf's Gerathewohl in den Gängen fort, betastete die Wände, um die Thüren zu finden, und stand an jeder Thür lauschend still.

Aber der von unten kommende Lärm machte ihn taub. Er sah übrigens kein Licht durch die Schlüssellöcher.

So kam er bis ans Ende des Hauptganges. Unter der letzten Thür drang ein Lichtschimmer hervor. Er stand still und lauschte. Als er eben das Ohr an das Schlüsselloch legen wollte, that sich plötzlich die Thür auf, und er hatte kaum Zeit sich an die Wand zu drücken.

Jean Touril kam heraus, mit einer Lampe in der Hand. Sulpice bemerkte, daß er sehr blaß und aufgeregt war.

Jean Touril schien noch dicker als gewöhnlich; er schleppte sich mühsam fort, als ob sein Bauch plötzlich angeschwollen wäre und seine Beine in den Kleidern nicht Platz gehabt hätten.

»Die tollen Menschen!« murrte er, dem Lärm zuhörend; »wie viel sie verprassen! . . . Die Coquinette sagt, daß sie sich um solche Lappalien nicht kümmere ... Aber ich denke anders: wer den Groschen nicht achtet, kommt nicht zum Thaler . . . und Louisdor bekommt man nicht, wenn man die Thaler nicht auffspart. Folglich kann man ein Millionär wer-

den, wenn man Groschen in hinlänglicher Menge zusammenbringt ... das ist sonnenklar!«

Er ging weiter.

»Und was die Unholde geplündert haben!« fuhr er mit klagender Stimme fort. »Ich finde nichts mehr in den Zimmern; die Ernte ist gemacht, ich habe nur die Nachlese!«

Sulpice schlich sich hinter ihm an der Wand hin.

Jean Touril hielt an einer der Thüren still, die der Knabe schon untersucht hatte; er legte die Hand auf den Drücker, aber die Thür ging nicht auf.

»Man hat sie vielleicht schon fortgetragen,« sagte er verdrießlich.

Es war ohne Zweifel das Sterbezimmer.

Jean Touril entfernte sich zögernd. Es war hier etwas zu thun, aber der Muth fehlte ihm.

Er trat auf die andere Seite des Ganges und stieß die gegenüber befindliche Thür mit dem Fuße auf.

Sulpice blieb draußen, während der Quacksalber eintrat und die Thür halb offen ließ.

Der Knabe erkannte das Schlafzimmer, in welchem er einst mit den übrigen Vasallen Rostan's gebetet hatte, während man dem Vater des jungen Marquis die letzte Oelung gab. Der aus dem Zimmer kommende eigenthümliche, unangenehme Geruch bewies, daß es lange verschlossen gewesen war. Das Gemach befand sich in demselben Zustande, wie er es vormals gesehen hatte; nur der Secretär war erbrochen und die Schubladen der Commode lagen auf dem bestaubten Fußboden.

Jean Touril stellte seine Lampe auf die leere Commode.

»Es ist unerhört!« murrte er. »Wäre ich die Coquinette oder auch nur der große Gimpel Rostan, ich ginge hin-

unter und peitschte die ganze Sippschaft aus ... Ich möchte wissen, was die Beiden so lange machen.«

Das wollte der kleine Sulpice auch wissen. Er hatte sich ins Schloß geschlichen, um Asträa und den großen Rostan aufzusuchen. Er folgte dem Quacksalber in der Erwartung, daß dieser ihm den Weg zu dem Versteck der beiden Mitschuldigen zeigen werde.

Der Knabe war überzeugt, daß auf ein Verbrechen gesonnen wurde. Er fürchtete nur, daß die Morgatte und Rostan das Schloß bereits verlassen hätten.

Aber warum befand sich Jean Touril nicht bei der Morgatte und Rostan?«

Jean Touril war in dem Zimmer keineswegs unthätig. Sulpice sah wie er eine Vorhangstange nahm und damit in den zerstreut umherliegenden Sachen aller Art wühlte.

»Die Galgenvögel verstehen nicht einmal ihr Geschäft,« sagte er, sich jeden Augenblick bückend; »es gibt hier noch eine Menge schöner Sachen!«

Er nahm Alles auf: Vorhangringe, Schlüssel, Nägel, Schnüre, Fransen, Hosenträger. Alle diese Sachen legte er zusammen, und war so eifrig beschäftigt, daß er sein Schnupftuch hervor zog, um sich den Schweiß von der Stirne zu wischen.

Nachdem er gewissenhaft seine Auswahl getroffen hatte, wollte er seine Taschen füllen, aber seine Taschen waren schon voll, und deshalb hatte ihn der Knabe beleibter als gewöhnlich gefunden. Rocktaschen, Westentaschen, Hosentaschen strotzten von gestohlenen Siebensachen. Seine Verlegenheit war in der That ergötzlich. Er befand sich in der fatalen Lage eines Fressers, der von den ersten Speisen ungeheuer viel zu sich

genommen und für den Braten keinen Platz mehr im Magen hat.

Juvenal lehrt verschiedene zu seiner Zeit übliche Mittel, die sich auf den Grundsatz stützen, man müsse das Alte fortschaffen, bevor man das Neue unterbringt. Jean Touril hatte den Juvenal höchst wahrscheinlich nicht gelesen, aber er leerte seine Taschen aus, um zu sehen, ob von seiner frühern Beute nicht einige Gegenstände zu opfern wären. Seine Prüfung war streng und unparteiisch; aber er steckte Alles wieder ein: altes Eisen, Knöpfe, Bindfaden ꝛc. und mittelst einer bessern Verpackung gelang es ihm wirklich, alle auf der Commode aufgehäuften Sachen in seinen Taschen unterzubringen. Endlich warf er noch einen wehmüthig-neidischen Blick auf die am Boden umherliegenden namenlosen Gegenstände.

»Jetzt weiter!« sagte er, seine Lampe nehmend; »ich hole mir einen Korb aus der Küche, dann brauche ich nichts im Stiche zu lassen.«

Er stieß eine innere Thür auf und verschwand in dem Nebenzimmer. Während Sulpice unschlüssig war, ob er ihm folgen sollte, entstand hinter ihm ein leichtes Geräusch. Er sah sich um; ein durch das Schlüsselloch dringender Lichtstrahl erregte seine Aufmerksamkeit. In dem Sterbezimmer war nun Licht.

Es wurde gesprochen. Sulpice erkannte sogleich die Stimme des großen Rostan. — Asträa konnte nicht weit seyn. Der kleine Schäfer war am Ziele seiner Nachforschungen.

Er überließ Jean Touril seinem Schicksale und trat schnell auf die andere Seite des Ganges. In dem Augenblicke als er das Auge an das Schlüsselloch hielt, wurde der Schlüssel zweimal umgedreht. Nach der zweiten Drehung blieb er in

senkrechter Stellung, daß der Blick nicht durch das Schlüsselloch zu dringen vermochte.

Sulpice lauschte mit angehaltenem Athem. Er hörte ein verworrenes Geräusch und durcheinander redende Stimmen: kein verständliches Wort kam zu ihm.

Auf beiden Seiten waren andere Thüren. Sulpice ging an eine derselben; sie war nicht verschlossen. Er trat in ein ganz dunkles Zimmer; seine Füße verwickelten sich in einem netzartigen unsichtbaren Gegenstande und er fiel, aber ohne Geräusch, weil auf dem Fußboden eine Matratze lag. Die in das Sterbezimmer führende Thür war nur angelehnt; wahrscheinlich waren Rostan und die Morgatte durch diese Thür gekommen.

Der Lärm im Erdgeschoß war hier deutlicher zu hören; Sulpice vermuthete daher, daß er sich gerade über dem Salon befinde. Die Matratze hätte im Bett geblieben und Sulpice auf den Fußboden gefallen seyn können, das Geräusch des Falles würde sich in dem Getöse verloren haben.

Durch die angelehnte Thür hörte er reden, und von Zeit zu Zeit brach ein Lichtstrahl hervor, am Plafond einen beweglichen Fächer bildend, aber nach einer kleinen Weile wieder verschwindend. Es war kaum zu bezweifeln, daß die Lampe von Zeit zu Zeit hinter den Vorhängen des Sterbebettes verschwand.

Er flüsterte ein Ave, denn sein junges Herz pochte ungestüm und der Schrecken, den ihm dieses Abenteuer verursachte, war zu groß für den Muth eines vierzehnjährigen Knaben. Er befahl Gott seine Seele, schlug ein Kreuz und stand auf.

Der Lichtfächer war eben am Plafond. Sulpice konnte sehen, daß das Zimmer, wo er sich befand, trotz der grauen-

vollen Nachbarschaft ausgeplündert worden war, wie die übrigen. Der Boden war mit Bettzeug bedeckt.

Durch das Getöse im Salon begünstigt, schritt Sulpice über Strohsäcke, Decken und Matratzen hinweg. Er hielt den Athem an; seine Brust war zusammengepreßt, wie in einem Schraubstock.

Was er zu sehen erwartete, können wir nicht sagen; aber was er durch die angelehnte Thür sah, machte einen so erschütternden Eindruck auf ihn, daß er auf die Knie fiel und das Gesicht mit beiden Händen bedeckte.

Der große Rostan und die Morgatte waren länger als eine Stunde im Schlosse.

Als sie erschienen, begannen die dienstbaren Geister eben ihre Völlerei in der Küche. Der Gesang verstummte; man fürchtete die Morgatte. Aber Asträa sagte:

»Thut was Ihr wollt, Freunde, ich bin nicht mehr als Ihr in diesem Hause.«

Alle Pocale wurden auf das Wohl der Morgatte geleert. Der große Rostan stieß an. Er war ein lustiger Cumpan und bei Allen, die es mit der Moral nicht genau nahmen, wohl gelitten.

Asträa führte ihn in ihr Zimmer. Im Corridor konnten sie die ersten Ausbrüche der viehischen Rohheit hören.

Vor der Thür des Sterbezimmers stand Asträa still und schaute durch das Schlüsselloch. Sie sah das mit brennenden Wachskerzen umgebene Bett, den Neffen des Pfarrers, der bei der Todten wachte.

»Der wird schnell das Weite suchen,« flüsterte sie ihrem Begleiter zu.

Sie nahm ihm das Gewehr aus der Hand und stieß mit dem Kolben dreimal gegen die Thür. — Dann schaute sie

wieder durch das Schlüsselloch. Der Neffe des Pfarrers, blaß wie die Leiche, lag auf den Knieen und zwar außer sich vor Schrecken.

Asträa gab ihrem Begleiter die Flinte zurück und faßte seine Hand.

»Kommen Sie,« sagte sie gebieterisch. »Wenn wir wieder kommen, finden wir ihn nicht mehr.«

Der Subdiaconus von Plouesnon, zwischen den brennenden Kerzen knieend, starrte mit Entsetzen die Thür an. Der Gesang erstarb ihm auf der Zunge. Er würde schon die Flucht genommen haben, wenn ihm der Schrecken nicht die Füße gelähmt hätte. — Als der Chor der Schlemmer das »Dies irae« anstimmte, drückte der Neffe des Pfarrers die Stirn an das Bett und hielt sich die Ohren zu.

Der Fußboden zitterte, weil unten getanzt wurde. Die Täuschung gesellte sich zu der Wirklichkeit: der Neffe des Pfarrers glaubte zu bemerken, daß sich die Leiche bewege. Der kalte Schweiß stand ihm auf der Stirn. Die zum Nebenzimmer führende Thür knarrte.

»Hebe Dich weg von mir, Satan!« stammelte er.

Man schaut unwillkürlich nach einem Gegenstande, den man nicht sehen mag. Ein unsichtbarer Magnet zieht den Blick an, der sich abwenden will. Er sah in der Thür eine große unbewegliche Gestalt.

Das war zuviel! Er warf sein Psalmbuch weg und stürzte wie ein Wahnsinniger zum Zimmer hinaus. Der Corridor war voll von Gespenstern, durch die er sich einen Weg bahnen mußte. — Er eilte in weiten Sprüngen die Treppe hinunter. Unten sah er Marquis und Marquisen mit gepuderten Haaren, von Seide und Sammt und Gold strotzend, einen tollen Reihen tanzen.

Während er fortlief, schritt die große dunkle Gestalt langsam in das Sterbezimmer.

»Wenn der Tagedieb nur nicht die Bezahlung für seine Wache verlangt,« sagte sie.

Die Gestalt hat sich durch diese sinnreiche Bemerkung bereits verrathen. Er war Jean Touril, der eben von seinem Beobachtungsposten kam. Er trat auf das Bett zu und blies die Kerzen aus, um der unerhörten Verschwendung ein Ende zu machen. Dabei überlief den Quacksalber ein eiskalter Schauer, denn er war kein vollkommener Freigeist. Er entfernte sich schneller als er gekommen war, und verschloß die Thür, um aus dem Zimmer der Morgatte Licht zu holen.

Asträa gab ihm eine Lampe und sagte gebieterisch: »Laßt uns allein.« Jean Touril hatte nicht einmal Zeit, sich nach dem Befinden Rostan's zu erkundigen; er nahm die Lampe und ging von Zimmer zu Zimmer, um »Nachlese« zu halten.

Das Zimmer der Morgatte war am äußersten Ende des Schlosses. Es war vormals von Magdalena und Victoria bewohnt gewesen, als die Marquise die beiden Mädchen nach dem Tode des Vaters zu sich genommen hatte. Man sah an der Wand noch den kleinen Weihkessel unter dem elfenbeinernen Crucifix. Der Lorberzweig, der in der Bretagne am Palmsonntage statt des Buchsbaums geweiht wird, war nicht erneuert worden, aber er war noch da. Die Morgatte machte von diesen geweihten Gegenständen keinen Gebrauch, aber sie fühlte sich auch nicht dadurch belästigt. Sie war eine Philosophin.

Sie hätte ihre Wohnung nach ihrem Geschmack einrichten können, seitdem die Marquise bettlägerig war und sie im Schlosse schalten und walten ließ. Aber Asträa hatte anderswo ihr Paradies geträumt. Sie war hier im Zustande der Verpuppung; sie wußte wohl wohin sie einst als Schmet-

terling fliegen wollte. — Wozu hätte sie dieses Fegefeuer ausschmücken sollen? Die Morgatte ging ja immer noch in Bauerntracht, obgleich sie bei der Berührung eines Seidenstoffs von einem wollüstigen Schauer durchbebt wurde; obgleich ihr Herz heftig schlug, wenn sie die funkelnden Diamanten ihrer Pathe betrachtete.

Es war hier Zeit und Ort des Verwandlungsprozesses, es war der Vorhimmel, aus welchem sie bald in die Sphäre des Glanzes oder der Herrlichkeit eintreten sollte. Asträa besaß die Haupttugend der Glückskinder: sie verstand zu warten.

Die ganze Einrichtung dieses einsamen Zimmers bestand aus zwei neben einander stehenden Betten, deren eines leer war, einer kleinen Toilette mit rundem Spiegel, einem Arbeitstisch und drei Stühlen. Asträa hatte indeß aus der vormaligen Wohnung des jungen Marquis einen weichgepolsterten Divan herüber bringen lassen.

Dieser Divan war ihr sehr lieb; er war von einem Pariser Tapezierer geliefert worden.

Auf dem Tische stand eine kalte Pastete, ein gebratener Kapaun, Backwerk, Confect, nebst mehren Flaschen feiner Weine und Liqueure. Es ging hier hoch her, wie in der Küche.

Asträa und Rostan saßen auf dem Divan, vor welchen man den Tisch gerückt hatte. — Rostan war als tüchtiger Trinker bekannt. Diesen Abend nahm's Asträa mit ihm auf.

Sie hatte ihre Leinwandhaube abgeworfen. Rostan sah zum ersten Male ihr üppiges Haar aller Fesseln ledig. — Sie schnürte ihr Mieder auf, weil es naß war, wie sie sagte.

Und da es kalt war, warf sie — wie sie ebenfalls sagte — den ersten Gegenstand, der zur Hand war, über die Schultern. Dieser Gegenstand war ein rothes Flortuch, das der Gräfin Rostan du Bosq gehört hatte.

Der große Rostan glaubte Asträa noch nie gesehen zu haben. Der weiche Shawl hätte keinen schönern Hals, keinen üppigern Busen bedecken können. Die Bauertracht war für Asträa eigentlich eine Verkleidung.

»Was schauen Sie denn?« fragte sie, sich in die Falten des asiatischen Gewebes hüllend.

»Ich bin von deiner Schönheit überrascht,« antwortete Rostan.

Asträa lächelte selbstgefällig. »Sie kennen mich noch nicht,« sagte sie.

»Ich kenne Dich seit heute.«

Asträa zuckte die Achseln und warf ihre üppigen dunkeln Locken zurück. Dann stieß sie mit dem Krautjunker an und sagte mit sonderbarem Lächeln:

»Auf unsere Liebe!«

»Auf unsere Liebe!« wiederholte Rostan und wollte den Arm um ihren Leib schlingen.

Asträa stieß ihn zurück, zugleich aber nahm sie ihn mit beiden Händen beim Kopf und drückte ihm einen herzhaften Kuß auf den Mund.

Rostan wankte, als ob er einen Keulenschlag bekommen hätte. Alle Kunstgriffe, die er als Dorf-Lovelace angewandt hatte, waren vergessen, er war verblüfft und gimpelhaft, wie ein Schüler, der seinen ersten Liebesantrag machen will.

»Die Narbe von meiner Scheere ist noch zwischen deinen Augen,« lispelte die Morgatte mit einem schwärmerischen Blick. »Die Scheere habe ich aufbewahrt . . . das Blut, das Du verloren, ist in meinen Adern.«

Sie streifte den Aermel ihres Kleides auf und zeigte eine Narbe am Vorderarm. Ein Hofhund hatte sie gebissen, als sie noch als Bettlerin umherzog.

Rostan glaubte ihr. Er erröthete; eine Wolke senkte sich auf seine Augen.

Asträa trank aus seinem Glase und gab ihm das ihrige. Der Wein war Nebensache; Asträa wußte, daß sie des Weines nicht bedurfte, um einen Mann zu berauschen.

»Alles was ich gethan habe,« sagte sie, ihren Kopf an Rostan's Schulter lehnend, »Alles was ich noch thun werde, ist für Dich! . . . Du sollst der reichste, glücklichste Mann werden, wie Du der muthigste, der schönste bist.«

»Um mich reich zu machen, mein Kind,« erwiederte Rostan, der an die Gerichtsdiener von Pleherel dachte, »ist keine Zeit zu verlieren.«

»Wie liebst Du mich?« fragte die Morgatte, deren Finger mit seinem borstigen Haar spielten.

»Wie ich Dich liebe?« antwortete Rostan; »zum Rasendwerden!«

»Würdest Du mich heirathen,« fuhr Asträa fort, »wenn Du keine Frau hättest?«

»Auf der Stelle.«

»Und wenn Du Witwer würdest?«

Rostan runzelte die Stirn und wich ihrem Blick aus. Asträa füllte sein Glas. Sie nahm den Krautjunker wieder beim Kopf, wie es die zärtlichen Mütter mit ihren eigensinnigen Kindern machen.

»Auf unser Glück!« sagte sie anstoßend.

Rostan leerte sein Glas auf einen Zug und ohne den Trinkspruch zu erwiedern. Asträa sah wohl, daß er an Magdalena dachte.

Sie stellte ihr Glas wieder auf den Tisch, faßte Rostan's beide Hände und sah ihn zärtlich an.

»Du liebst mich also nicht so wie Magdalena?« sagte sie.

»Schweig von Magdalena,« erwiederte der Krautjunker, indem er selbst sein Glas wieder voll schenkte.

Asträa hatte noch immer ihr Lächeln auf den Lippen.

»Ich bin nicht eifersüchtig,« lispelte sie, »aber Du bist noch nicht mein Herr . . . und ich spreche gern von deiner Magdalena.«

»Und wenn Du von ihr sprichst,« sagte Rostan unwillig, »so lasse ich Dich hier sitzen und laufe nach Hause.«

Asträa küßte ihn auf die Stirn und erwiederte:

»Du mußt mich kennen lernen . . . Wer mir droht, hat immer Unrecht . . . ich brauche Dich nicht.«

»Donnerwetter!« rief der Krautjunker, mit dem Fuße stampfend, »ich bin ein Tagedieb, aber kein Schuft! . . . und ich wäre ein Schuft, wenn ich meine Frau in Kindesnöthen allein ließe, zumal am Abend vor einem Tage wie der morgende.«

»Ich habe Dir ja schon gesagt,« entgegnete Asträa langsam, »deine Frau ist nicht allein.« — Dann setzte sie, ohne ihn anzusehen, hinzu:

»Der junge Marquis ist diesen Abend bei der Mövenhöhle ans Land gestiegen.«

Der Krautjunker stand erblassend auf.

»Ich habe ihn gesehen,« fuhr die Morgatte fort. — »Komm, setze Dich zu mir. Du bist ein Mann: mit Dir kann ich offen reden.«

»Höre,« sagte Rostan, dessen Fäuste sich unwillkürlich ballten, »ich habe schon genug getrunken, um Dich todt zu schlagen wie einen Hund, wenn Du Magdalena verleumdest!«

Asträa wurde nicht böse. »Setze Dich doch,« wiederholte sie; »ich will einen Mann wie Du bist. Magdalena hat Unrecht gehabt, Dich zu betrügen, denn Du bist besser als sie.«

Rostan's Gesicht wurde glühend roth. Er faßte Asträa mit seinen nervigen Fäusten bei den Armen. Die Morgatte wechselte nicht im mindesten die Farbe.

»Du thust mir nicht weh,« sagte sie. »Laß mich los, sey vernünftig und trink . . . ich weiß wo die siebenhunderttausend Francs sind.«

Rostan ließ sie los, aber er erwiederte:

»Die Hälfte davon gehört meiner Frau!«

»Und die andere Hälfte ihrer Schwester Victoria,« setzte Asträa höhnisch hinzu, »oder mit andern Worten: es ist Alles dein . . . aber die beiden Hälften sollen uns Beiden gehören, wenn ich deine Frau werde, sonst wirst Du nie einen Thaler von der Erbschaft zu sehen bekommen.«

Sie füllte die beiden Gläser und sagte, das ihrige an den Mund setzend:

»Auf unsere Hochzeit!«

XII.

Das Sterbezimmer.

Die Stunde verstrich. Rostan's Augen waren mit Blut unterlaufen, seine lahme Zunge vermochte kaum zu lallen. Die Morgatte saß noch an seiner Seite und tändelte mit seinen Haaren.

Die Unterredung hatte ihren Fortgang genommen, man sah es an den verstörten Gesichtszügen Rostan's.

Er hatte die Morgatte indeß nicht todt geschlagen, wie er gedroht; sie behandelte ihn vielmehr, trotz seiner herkulischen Gestalt und seines höhern Alters, wie eine Edelfrau einen blonden Pagen behandelt.

»Trinke nicht mehr, Franz,« sagte sie, als er das Glas noch einmal an den Mund setzen wollte; »es ist genug. Wir brauchen diese Nacht deinen Kopf und deinen Arm.«

Da Rostan nicht schnell genug gehorchte, riß sie ihm das Glas aus der Hand.

»Du sagtest, Magdalena sey nicht allein,« sagte Rostan mit Ingrimm und seine Augen glotzten wie die eines Wolfes; »dachtest Du dabei an Anton?«

»Ja,« antwortete Asträa.

Rostan schlug mit der Faust auf den Tisch; die leeren Flaschen wankten.

»Vor neun Monaten,« fuhr die Morgatte ganz ruhig fort, »war der junge Marquis auch hier.«

Rostan zählte an den Fingern und sagte:

»Ja, das ist wahr.«

»Er ist gerade zur rechten Stunde wieder gekommen.«

Rostan stand wankend auf. Er nahm seine Flinte aus einem Winkel.

»Wo willst Du hin?« fragte Asträa.

»Ich will Magdalena und Anton todt schießen,« antwortete Rostan.

Die Morgatte faßte ihn beim Arm. »Nein,« sagte sie, »an wehrlosen Frauen soll man sich nicht vergreifen . . . Aber Du gefällst mir; so wollte ich Dich haben. Topp, schlag ein, mein großer Rostan!«

Franz reichte ihr zerstreut die Hand.

»Mit Anton ist's etwas Anderes,« fuhr die Morgatte

fort. »Die Grünröcke haben ziemlich viel geschossen . . . aber den Mord Magdalenens würdest Du zu theuer bezahlen . . .«

»Wenn Anton wirklich im Hause ist,« entgegnete Rostan, dessen Gedanken plötzlich eine andere Richtung zu nehmen schienen, »sollte er nicht wegen Victoria gekommen seyn? . . . Victoria ist schön.«

Das Benehmen der Morgatte gegen Victoria war keine zwecklose Grausamkeit gewesen.

»Wenn Du nach Hause kommst, wirst Du sehen, ob Victoria da ist,« antwortete sie. »Jetzt haben wir andere Arbeit . . . hast Du Furcht vor Todten?«

»Ich habe nichts mehr,« erwiederte Rostan, »weder Haus noch Weib. Ich möchte selbst todt seyn.«

»Du sollst Weiber und einen Palast haben . . . komm mit mir, wenn Du die Todten nicht fürchtest.«

Sie nahm die Lampe und ging auf die Thür zu.

»Nimm dein Gewehr,« setzte sie hinzu, »wir kommen nicht wieder hieher.«

Rostan folgte ihr. Er war nachdenkend, alles Gefühl war noch nicht in seinem Herzen erloschen.

Asträa öffnete eine Thür, die nicht auf den Gang führte. Sie ging durch eine lange Reihe von verödeten Zimmern, die seit einem halben Jahrhundert nicht bewohnt gewesen waren. — Rostan folgte ihr. Es rieselte ihm eiskalt durch die Adern, aber sein Kopf glühte.

»Ob Irene wirklich meine Tochter ist,« sagte er leise und mit zitternder Stimme.

»Ich weiß es nicht,« antwortete die Morgatte kalt.

»Das Kind, welches diese Nacht zur Welt kommt, soll nicht leben!« sagte der Krautjunker mit Ingrimm.

»Das ist deine Sache,« setzte die Morgatte hinzu.

Sie stand still und lauschte. Die wilde Rotte tobte unter ihren Füßen.

»Bleib hier,« sagte sie zu ihrem Begleiter; »hier ist das Zimmer meiner Pathe . . . wenn der Neffe des Pfarrers nicht fort ist, so mußt Du ihn fortjagen.«

Rostan lehnte sich an die Wand. — Asträa öffnete leise die Thür. Sie erschrak, als sie die dichte Finsterniß sah, aber sie faßte sich schnell.

»Jean Touril ist da gewesen,« sagte sie für sich. — »Vorwärts!« gebot sie, sich umsehend.

Rostan ging weiter wie ein Automat. — Es war unheimlich in dem schwarz ausgeschlagenen Zimmer; die Lampe verbreitete nur ein mattes Licht und zeigte die doppelte Reihe der ausgelöschten Wachskerzen.

Die alte Dame lag auf dem Säulenbett; das Gesicht war unbedeckt, auf der Brust lag ein Crucifix.

Unter den Liedern, die im Erdgeschoß gesungen wurden, konnte die Morgatte die widerlich entstellten Klänge des Libera unterscheiden.

Beide waren blaß. Asträa machte dem großen Rostan Angst.

Asträa stellte die Lampe auf einen Tisch, trat ans Bett und betrachtete das starre Gesicht der Leiche.

»Sie war die Einzige, die Mitleid mit mir hatte,« sagte sie für sich; »wer weiß, wenn Andere mich nicht verachtet und von sich gestoßen hätten . . .«

Sie neigte sich zu der alten Marquise von Maurepar, ihrer Pathe, und drückte ihr einen Kuß auf die Stirn.

»Verzeihe mir, meine theure Gebieterin,« flüsterte sie;

»gegen Dich würde ich nichts unternommen haben . . . Jetzt bist Du zur ewigen Ruhe eingegangen und die irdischen Dinge kümmern Dich nicht mehr.«

Sie warf einen Schleier über das Gesicht der Todten und sagte zu Rostan:

»Hilf mir.«

Rostan zögerte.

»Der Versteck ist unter dem Bett,« setzte die Morgatte hinzu.

Rostan lehnte sein Gewehr an den Tisch und trat auf Asträa zu.

»Du zitterst,« sagte sie und faßte seine Hand. »So sind also die Männer!«

»Geschwind,« erwiederte der große Rostan; »man erstickt hier.«

Asträa deutete auf das Fußende des Bettes. Sie stellte sich an das Kopfende.

»Schiebe zugleich mit mir,« gebot sie. »Eins, zwei, drei . . .«

Bei dem dritten Zeichen legten Beide Hand an und das schwere Himmelbett wurde von seiner Stelle gerückt.

»Die Lampe her!« befahl die Morgatte, die schon auf dem Fußboden kauerte.

Es war wirklich ein Versteck unter dem Bett der Marquise. Ein im Getäfel befestigter kupferner Ring diente zum Aufheben einer kleinen Fallthür, die ein viereckiges kofferförmiges Loch bedeckte. Rostan brachte die Lampe. Asträa griff mit der Hand in den Versteck, dann bückte sie sich so tief, daß ihre Locken in die bestaubte Vertiefung hinab hingen.

»Nichts!« sagte sie aufstehend.

Sie schlug die Fallthür wieder zu, kreuzte die Arme und sann eine Weile nach.

»Sind wir fertig?« fragte Rostan.

»Nein,« antwortete die Morgatte, »warte nur.«

»Ich habe Eile . . .«

»Das Geld ist im Strohsack.«

Die Augen des Krautjunkers funkelten.

»Die siebenhunderttausend Francs!« stammelte er.

»Hier oder dort,« sagte Asträa. »Laß Dich nur durch mich führen und wir werden sie bekommen.«

Sie nahm rasch die Bettdecken ab.

»Ich höre Geräusch . . . in dem Zimmer rechts,« sagte Rostan lauschend.

»Kümmere Dich darum nicht,« sagte Asträa.

Der kleine Sulpice war im Nebenzimmer gefallen.

Dem großen Rostan stand der Angstschweiß vor der Stirn. Asträa deutete mit dem Finger auf das Fußende des Bettes.

»Folge meinem Beispiele,« sagte sie; »hebe die Matratze auf.«

Rostan hob die Matratze auf. Er hielt die Füße, Asträa den Kopf. Der Leichnam der Marquise sank in der Mitte nieder. Rostan war im Begriff die Matratze loszulassen; aber die Morgatte sprach ihm Muth ein. — Die Matratze wurde auf die Erde gelegt. Der Kopf der Marquise, der die Knie der Morgatte fast berührt hatte, richtete sich langsam auf und sank wieder zurück.

In diesem Augenblicke schaute der kleine Sulpice durch die angelehnte Thür. Er sah Alles.

Die Morgatte und Rostan wendeten den Strohsack um. Sie suchten lange.

»Nichts,« sagte Asträa wieder und setzte sich.

»Sind wir nun fertig?« fragte der große Rostan zum zweiten Male.

Sulpice lauschte.

»Die siebenhunderttausend Francs müssen zu Plouesnon im Pfarrhause seyn,« dachte die Morgatte, — »wenigstens sind sie dort gewesen . . . Hast Du Kugeln bei Dir?« fragte sie.

Rostan antwortete bejahend. Die Morgatte stand auf.

»Anton ist bei deiner Frau,« sagte sie, jedes Wort scharf betonend; »eine Kugel für ihn.«

Rostan steckte eine Kugel in den rechten Lauf seiner Doppelflinte.

Der kleine Sulpice vermochte kaum noch zu athmen.

»Der Patron Sulpice muß das Pfarrhaus um eilf Uhr verlassen haben,« fuhr Asträa fort. »Sieh nach deiner Uhr.«

»Es ist eilf Uhr,« sagte Rostan.

»Du hast keine Zeit zu verlieren. In einer Stunde wird der Patron Sulpice mit den siebenhunderttausend Francs im Gürtel nach Treguz kommen.«

Rostan, der jetzt alle Bedenklichkeiten überwunden zu haben schien, schob schweigend eine zweite Kugel in den linken Gewehrlauf.

»Zwei Schüsse,« sagte er. »Wo wirst Du seyn?«

»Nicht weit von Dir.«

Rostan entfernte sich durch die auf den Gang führende Thür.

»Versäume die Zeit nicht, ziele gut . . . und viel Glück!« rief ihm Asträa nach.

Sie blieb bei der auf der Matratze liegenden Leiche al=

lein. Die ungleichen, wankenden Fußtritte des Krautjunkers entfernten sich im Corridor.

»Wenn Anton gewollt hätte . . .« sagte sie den Kopf schüttelnd. — »Um mit diesem etwas anzufangen, muß man ihn betrunken oder toll machen.«

Das Lampenlicht fiel ihr gerade ins Gesicht und streifte über die eingesunkenen Züge der Marquise. Asträa hatte die Augen halb geschlossen, sie überließ sich ruhig ihren Gedanken . . . an diesem Orte und zu dieser Stunde, nach einer solchen Scene, zur Seite dieses Bettes, das der Tod nicht vor Entweihung schützen konnte.

Asträa strich zufällig mit der Hand über die Stirn und fühlte ihr aufgelöstes Haar. Sie stellte die Lampe auf den schwarzen Säulentisch, dessen Füße zwei in einander gewundene Schlangen darstellten. Ueber diesem Tischchen hing ein alter venetianischer Spiegel. Asträa nahm den Kamm der Marquise und ordnete ihr Haar. Sie lächelte ihr Bild im Spiegel an und legte den weichen Shawl in malerische Falten.

»Es wäre Jammerschade gewesen,« dachte sie laut, indem sie dem Spiegel eine Kußhand zuwarf, »Dich den Säuen preiszugeben, meine Perle.«

»Du sagst Dir schöne Schmeicheleien, Coquinette,« meckerte Jean Touril, der eben in der Thür erschien. »Die Säue erinnern mich an den großen Rostan; was hast Du mit ihm angefangen?«

»Ich habe ihn an seine Arbeit geschickt,« antwortete Asträa, ohne sich umzusehen.

Sie warf noch einen Blick in den Spiegel und winkte den Quacksalber zu sich.

»Könnt Ihr schießen, Onkel?« fragte sie.



Jean Touril zuckte die Achseln. »Ich habe Lanzette und Aderlaßschnepper, wenn Jemanden Blut abgezapft werden soll,« erwiederte er murrend und sich von der Todten wegwendend.

Er wühlte in der Tasche und zog ein Päckchen Flecke hervor. Das widrige Lächeln, mit welchem er diese letzten Worte gesprochen, wich einem ernsten, geschäftigen Ausdruck. Er setzte seine Brille auf und nahm zwei viereckige graue Tuchlappen aus dem Päckchen.

»Sieh nur,« sagte er, »wenn's gut genäht und gebügelt wird, kann meine Hose für neu gelten.«

Er legte die beiden Tuchflecke auf seine Knie, die aus dem abgetragenen Barchent hervorlugten.

Asträa lachte.

»Was wollte ich doch fragen?« fuhr Jean Touril fort. »Ja, richtig! ... was habt Ihr denn hier mit dem kleinen Schäfer gemacht?«

»Mit dem Schäfer?« wiederholte die Morgatte erstaunt.

»Ich meine den kleinen Sulpice, der mir so eben auf dem Gange begegnete.«

Asträa sah ihn mit großen Augen an.

»Ich rief ihn,« setzte der Quacksalber hinzu, »aber er lief wie ein Hase.«

Asträa schaute nach der offenen Thür des Nebenzimmers. Sie dachte an das Geräusch. »Er war da,« sagte sie für sich. — Der Angstschweiß bedeckte ihre Stirn. Sie war dem Hafen so nahe und sollte an einer Klippe scheitern.

»Wenn der Knabe bis nach Plouesnon kommt,« sagte sie, den Arm Touril's ergreifend, »so nimmt der Patron Sulpice einen andern Weg und dann Adieu die siebenhunderttausend Francs!«

Jean Touril bückte sich, um eine Stecknadel aufzunehmen, probirte die Spitze und steckte sie in den Aufschlag seiner Jacke. Er hatte schon eine lange Reihe von Stecknadeln auf dem Aermel; er pflegte sie überall aufzunehmen und überdies versäumte er keine Gelegenheit, von den Bauerweibern welche zu borgen. Der linke Aufschlag seiner Jacke war ein Nadelkissen.

Die Morgatte zeigte auf den verschlossenen Secretär. »Hier liegen die Pistolen des seligen Marquis,« sagte sie.

»Was willst Du damit machen, Coquinette?«

»Der Knabe darf nicht nach Plouesnon kommen,« antwortete Asträa und trat entschlossen vor den Secretär.

»Er hat gute Beine,« entgegnete Jean Touril kopfschüttelnd.

Asträa öffnete den Secretär und nahm zwei reichverzierte Pistolen heraus. Jean Touril hätte gern die Schubladen durchsucht; aber Asträa stieß ihn zurück.

»Die Ladung wird zu alt seyn,« sagte sie und reichte dem Quacksalber eine der beiden Pistolen, »sie muß herausgezogen werden.«

Da Jean Touril seine lüsternen Blicke noch immer auf die Schubladen richtete, so schloß Asträa den Secretär wieder zu und warf den Schlüssel aus dem Fenster.

»Alles was darin ist,« sagte sie, »war meiner Pathe lieb und werth; es soll nicht gestohlen werden.«

Jean Touril dachte, er werde den Schlüssel schon finden. Einstweilen zog er die Schüsse aus den beiden Pistolen, welche die Morgatte selbst lud; sie hatte oft gesehen wie der große Rostan sein Gewehr lud und machte es ihm nach. Als sie damit fertig war, befahl sie dem Quacksalber, das Bett mit ihrer Hilfe wieder an seinen Platz zu schieben und die Todte

darauf zu legen. Sie nahm sich sogar die Zeit, die doppelte Reihe von Wachskerzen anzuzünden.

»Wenn ich die siebenhunderttausend Francs bekomme,« sagte sie, »lasse ich für meine Pathe Messen lesen.«

Die Tischuhr schlug halb zwölf. Asträa horchte. Im Erdgeschoß herrschte jetzt tiefe Stille.

»Sie schlafen Alle wie die Säue,« sagte der Quacksalber für sich; »ich gehe hinunter, um ihnen die Taschen leicht zu machen.«

»Wenn Ihr zu lange zögert, Onkel,« sagte Asträa, die geschwind den Shawl ablegte und eine dunkelfarbige Mantille überwarf, »so müßt Ihr zurückbleiben... Der Lieutenant Rouair ist mit seinen Grünröcken beim Grafenkreuz versteckt,« setzte sie hinzu, als sie eben die Schwelle überschreiten wollte. »Der Knabe wird erwischt, er müßte denn auf der Landstraße gehen . . . und dort werde ich ihn ertappen.«

»Willst Du auf ihn schießen, Coquinette?« fragte Jean Touril verwundert.

Die Morgatte sah ihn mit einem Flammenblick an; sie war so schön, so ehrfurchtgebietend, daß der Quacksalber verlegen die Augen niederschlug.

»Diese Nacht,« sagte sie, »würde ich mit unserem Herrgott kämpfen, wenn er mir den Weg versperrte!«

Jean Touril schlug ein Kreuz. Die Morgatte ging fort, ihre beiden Pistolen in der Hand haltend.

»In einer Stunde,« sagte sie für sich, »auf der Haide . . . in zwei Stunden auf dem Wege nach Paris!«

Sobald sie fort war, eilte Jean Touril zum Zimmer hinaus. Im Corridor fand er seine Lampe.

»Jetzt müssen also Drei daran glauben,« sagte er, die

große Treppe hinab schleichend; »der kleine Sulpice, der Marquis und der Patron. Die Coquinette fürchtet sich nicht. Das Mädchen ist nicht mit Gold zu bezahlen!... Ich möchte wohl draußen den Secretärschlüssel suchen ... wenn nur die Leiche nicht wäre ... Ich möchte doch wissen wozu die kostbaren Wachskerzen brennen. Die alte Dame sieht's ja nicht mehr ... Wenn der Patron, der Marquis und der kleine Sulpice über die Seite geschafft sind, so bleibt immer noch Magdalena mit den beiden Kindern, nemlich Irene und das Andere, das diese Nacht ankommt ... Aber die Coquinette kann keinen Widerspruch vertragen.«

Jean Touril hatte sich mit dem Gedanken an Blutvergießen vielleicht noch nicht vertraut gemacht; aber er war ein consequenter Kopf und ging jeder Sache auf den Grund.

Auf der Treppe vernahm er kein Geräusch. Die wilde Rotte schlief fest. Erst auf der Hausflur hörte er sie schnarchen. Er stellte das Licht auf die unterste Stufe und wickelte die beiden grauen Tuchlappen, die als Pflaster für seine verwundete Barchenthose dienen sollten, sorgfältig zusammen. Die Thür des Speisesaales war offen. Jean Touril konnte die homerischen Ueberreste des Schmauses sehen. Sein Herz blutete.

»Sie haben nicht einmal den großen Kronleuchter ausgelöscht,« seufzte er. »Welche Verschwendung!«

Er trat ein und verzehrte gewissenhaft die auf dem beschmutzten Tischtuch zerstreut liegenden Ueberbleibsel, ohne die noch brauchbaren Speisen zu berühren; den Wein, der in den Gläsern war, schüttete er in eine Flasche und für die Hühner kehrte er die Brotkrumen zusammen. Der Anblick der zerbrochenen Teller machte ihm eine Gänsehaut und der Schweiß brach ihm aus bei dem Gedanken, daß er in ausge-

gossenem Wein und Cider watete. Es würde ihm nicht so weh gethan haben, wenn's Blut gewesen wäre, denn Menschenblut ist ja ganz unbrauchbar.

Der Quacksalber hat indeß, wie der Leser wohl ahnen wird, einen großartigen Plan entworfen. Er warf noch einen Blick auf die Ueberreste des Schmauses und ging festen Schrittes in den Salon. Hier lag Alles in tiefem Schlaf. Die Sophapolster dienten den liebenden Paaren, welche die Sympathie der Seelen vereinigt hatte, als Kopfkissen, nemlich: Monsieur Lapierre und Susette; der Stallknecht Loiseau in der Schiffscapitänsuniform und die distinguirteste der Catiches; die Witwe Rio, die dicke Louison ꝛc. Die Uebrigen, der Stiefelputzer Loiseau, Fanchon, die Flickerin Catiche, der Küchenjunge Loupin, der Bratenwender Nieul, Tiennette, Julotte, Perrine, lagen kunterbunt in malerischer Unordnung auf dem Fußboden. Der große Kronleuchter warf sein grelles Licht auf die glühenden oder violetten aufgedunsenen Gesichter. Die Meisten lagen in der Stellung, in welcher sie der Schlaf überrascht hatte; andere hatten gegen den Schlaf gekämpft; der Staub hatte sich auf ihre in Schweiß gebadeten Gesichter gelegt und aus den krampfhaft verzogenen Lippen drang der widrige schnarchende Ton, dem Röcheln eines Sterbenden nicht unähnlich. Andere lagen haufenweise über einander; noch Andere . . .

Doch wozu alle diese Gemeinheiten aufzählen? Jean Touril sah sie nicht; er sah auch nicht den stolzen Kreis der Ahnen, die aus ihren geschnitzten Goldrahmen auf das betrunkene, schnarchende Gesindel herabschauten. Dies hatte durchaus kein Interesse für ihn; er war ja nicht deshalb gekommen.

Jean Touril breitete eine ganz neue Serviette, die er

vom Tische genommen, mitten im Salon aus. Sein pfiffiger Blick berechnete die Größe der Serviette und liebäugelte mit den Taschen der Schläfer. Er machte eine schnelle Berechnung und seine Gesichtszüge verklärten sich; die Serviette konnte nach seiner Schätzung den ganzen Inhalt der Taschen aufnehmen.

»Unrecht Gut gedeiht nicht!« sagte er mit einem zürnenden Blick die Rotte der Plünderer musternd. »Das können sie sich zur Warnung dienen lassen ... Wie gewonnen, so zerronnen! ...«

Er war einen Augenblick unschlüssig, er wußte nicht wo er mit seinem Strafgerichte anfangen sollte. Die dickste Tasche zog seinen Blick zuerst auf sich, und diese gehörte natürlich der Köchin Louison Clanchel; die Köchinnen haben ja immer den Vorrang unter dem Diebsgesinde. Louise, die als Marquise aus der Zeit Ludwig XVI. gekleidet war, hatte ihre wohlgefüllte Tasche unter eine Menge gestohlener Röcke gebunden. Der Quacksalber verlor keine Zeit mit dem Aufsuchen des Weges zu diesem Heiligthume. Da er andererseits zu viel Zartgefühl besaß, um die Kleider eines Frauenzimmers aus der normalen Verfassung zu bringen, so zog er sein Besteck aus der Tasche und wählte in demselben eine recht scharfe Lanzette. Mit Hilfe dieses Instrumentes durchschnitt er die Röcke, und seine vor Wonne bebende Hand konnte ungehindert in den Sack greifen.

Es waren allerlei schöne Sachen darin: ein Dutzend silberner Messer, vergoldete Löffel und die mittelst doppelter Kreide in Fünffrankenthaler verwandelten Schwenzelpfennige. Jean Touril sank der dicken Louison tief gerührt in die Arme und schleppte Alles in seiner Serviette fort. Louison träumte,

sie schenke einem zufällig verwitweten Gendarmen ihr Herz, ihre Hand und ihr Korbgeld.

Der Quacksalber musterte nun die Taschen Loupin's, Nieul's und des Stiefelputzers Loiseau; er erbeutete hier drei silberne »Zwiebeluhren,« die ledernen Geldbeutel der drei Bauernburschen, die er nicht in seine Arme schloß, und verschiedene Kleinigkeiten. Madame Rio lieferte ihm eine reichere Ausbeute: eine goldene Kette, gestohlene Spitzen, Goldtressen, eine zusammen geschlagene silberne Schüssel, einen Rosenkranz von Topasen und die Büchse, in welcher die Verstorbene das Zuckerwerk aufbewahrt hatte. Der Stallknecht Loiseau mußte seine Epauletten, sein Ordenskreuz und seine Ringe hergeben. Auch die drei Catiche mußten, trotz ihrer Jugend und Häßlichkeit, das Ihrige beisteuern. Der Quacksalber verschmähte nicht was sie gestohlen hatten. Die Serviette füllte sich zusehends und seine Brust wurde von hohem Selbstgefühle gehoben.

»So geht's,« wiederholte er, mit seiner Beute liebäugelnd, »unrecht Gut gedeiht nicht!«

Er war im Grunde ein strenger Moralist. Perine, Julotte und Tiennette wurden ebenfalls ausgeplündert. Der schonungslose Quacksalber ließ ihnen nicht einmal das kleine goldene Kreuz, das sie am Halse trugen. Es mußte ein Exempel statuirt werden.

Susette schlummerte in ihren Galakleidern an der Seite des Kammerdieners Lapierre. Es war ein schönes Paar, und Jean Touril stand einen Augenblick still, um das kühne Profil des Mannes zu betrachten.

»Das Geld macht nicht glücklich,« sagte er, die Westentaschen Lapierre's betastend; »wenn sie sich wirklich lieben, werden sie in ihren Herzen reichen Ersatz finden.«

Die Uhr wurde leise und vorsichtig hervorgezogen. Monsieur Lapierre hatte sie zwar nicht gestohlen, aber auf solche Einzelheiten ging Touril nicht ein. Er zog ihm eine schöne Busennadel aus der Westentasche, einen werthvollen Ring vom Finger und aus den Rocktaschen ein ganzes Museum. Nur Louison konnte mit Monsieur Lapierre einen Vergleich aushalten.

Jungfer Susette hatte nichts als ihre Schönheit und die famöse emaillirte Dose. Der Quacksalber ließ ihr die Schönheit. Bei dem Anblicke der Tabakdose runzelte er die Stirn.

»So jung!« dachte er mit Bitterkeit, »und schon so garstige Gewohnheiten! Der Schnupftabak verdirbt die Nase und mehr als Ein häuslicher Zwist ist aus diesem häßlichen Fehler entstanden ...«

Er wollte dem braven Lapierre die häuslichen Zwistigkeiten ersparen.

Bevor er die emaillirte Dose in die Tasche steckte, regalirte er sich gleichwohl mit einer Prise. Erst jetzt bemerkte er die brillantenen Ohrgehänge. Er bückte sich und küßte Susette auf die Stirn, wie ein gütiger Vater. — Er war ja so innig vergnügt!

»Das Sprichwort hat Recht,« sagte er schmunzelnd, »das Glück kommt im Schlaf... nemlich zu mir ... Wie sie schlafen! Ich will ihnen frische Luft geben.«

Der Quacksalber knüpfte die vier Zipfel der Serviette zusammen und öffnete aus christlicher Nächstenliebe ein Fenster. Die Nacht war sehr finster; man hörte draußen kein Geräusch. Er sprang zum Fenster hinaus und ging rasch über den Rasenplatz.

Außerhalb des Gitterthors sah er sich um. Die ganze Fensterreihe war dunkel, bis auf den Salon und das Todten-

zimmer. Jean Touril trug sein Packet auf einem hübschen spanischen Rohr mit ciselirtem Knopf; er war leichtfüßig und seelenvergnügt, wie ein Junker, der eben sein erstes Liebesabenteuer bestanden; er trillerte sogar ein lustiges Liedchen. Seine vollgepfropften Taschen waren ihm wohl etwas hinderlich und das Packet hatte sein Gewicht, aber Jean Touril war federleicht.

Als er den Saum des Waldes erreicht hatte, hörte er einen verworrenen Lärm von Fußtritten und Stimmen. Er stand still, nahm sein Packet unter den Arm und lauschte. In einer Entfernung von kaum hundert Schritten wurde auf dem nach Treguz führenden Fußwege ein mattes Licht sichtbar. Jean Touril erkannte die Blendlaterne der Zollwächter. Die Grünröcke trieben einen weinenden Knaben vor sich her.

»Der kleine Sulpice!« dachte Jean Touril. »Die Coquinette hat wahrlich Glück ... die Grünröcke sind doch zu etwas gut!«

XIII.

Der erste Schuß.

Längs der ganzen Küste stehen freundliche Häuser, die zwischen hohen Linden, Jasmingebüsch und Weinstöcken halb versteckt sind. Man hat hier die Aussicht auf die Bucht. Der westliche Abhang des Vorgebirges bietet mit dem ganzen Ufer, welches sich im Halbkreise bis an die Landspitze von Erqui erstreckt, ein reizendes, anmuthiges Bild.

Das Haus des großen Rostan, das wir schon oft genannt haben, ohne es zu betreten, machte eine auffallende Ausnahme von dieser Regel. Es war eine Art Meierhof, aus

planlos zusammengewürfelten Gebäuden bestehend. Diese Besitzung hätte Raum geboten für eine sehr zahlreiche Familie und das zum Betriebe einer großen Landwirthschaft erforderliche Gesinde.

Das ganze Gehöfte sah schwerfällig und unfreundlich aus. Der große Rostan hatte sich nie um die Instandhaltung seiner Wohnung gekümmert; sein Vater war eben so sorglos gewesen. Die Wände waren von unten bis oben geborsten, die Dächer hatten Lücken und in den Fensteröffnungen der Nebengebäude hatte das lebende Geschlecht noch keine Glasscheiben gesehen.

In den Ställen waren weder Kühe noch Schafe; nur Pferde und Hunde hielt der große Rostan. Seine Gläubiger klagten, er halte wohl zwanzig große Hetzhunde, deren Erhaltung viel koste und der Krautjunker hätte besser gethan, seine Schulden zu bezahlen.

Mitten unter diesen alten, mit jedem Tage mehr verfallenden Wirthschaftsgebäuden stand das etwas besser erhaltene Wohnhaus. Das erste Stockwerk war verödet, wie die übrigen Gebäude. Das ursprünglich aus einer großen Stube und einem Stalle bestehende Erdgeschoß war in vier Zimmer abgetheilt worden. Das erste, welches Victoria bewohnte, hatte seinen Ausgang in den Garten; in dem zweiten schliefen die beiden Gatten; das dritte war für die Kinder und die alte Renotte; das vierte, in welchem sich der große Camin befand, diente als Küche.

Wir sagen absichtlich: »die Kinder,« obgleich die kleine Irene bis jetzt noch das einzige Kind war. Magdalena erwartete seit einigen Tagen ihr zweites Kind, und die Wiege stand bereits neben dem Bettchen Irenens. Renotte, die ein-

zige und letzte Magd, die Rostan behalten hatte, schlief in einem Winkel der Kinderstube auf einem Strohsack.

Victoria's Zimmer hatte ein kleines Fenster nach dem Garten hinaus, hinter welchem die Felsenküste, dann das Meer war. Die anderen Zimmer hatten die Aussicht in den großen, kothigen Hof, der seit einem strengen Winter, wo Franz Rostan Holz brauchte, kein Hauptthor mehr hatte.

Zu dem Hofe, wo die hübschen Hühner Victoria's gackerten, führte ein tiefer, auf beiden Seiten mit Gestrüpp bewachsener Hohlweg. Auf halbe Büchsenschußweite begann der Hochwald von Maurepar.

Die alte Wanduhr in dem eichenen Gehäuse schlug zehn. Der große Rostan kam selten vor Mitternacht nach Hause. Gemeiniglich wurde er von Victoria, Magdalena und dem kleinen Sulpice erwartet. Die alte Renotte pflegte in der Küche unter dem Caminmantel zu spinnen und dabei ein altes Lied zu trällern. Victoria stickte oder überließ sich ihren Träumen; die schöne Magdalena machte die Kleider ihres heranwachsenden Töchterleins länger; Sulpice erzählte irgend ein naives Märlein, und die kleine Irene schloß zögernd ihre Augenlider. Sie hatte den kleinen Sulpice noch lieber als ihre hübsche Tante Victoria, und fast eben so lieb wie ihre Mutter. Wenn sich ihre Aeuglein unter dem schützenden Blicke des Schäfers geschlossen hatten, so schlief sie gut. Wenn Sulpice zufällig nicht da war, warf sie sich unruhig auf ihrem Bettchen hin und her, und selbst die Lieder der alten Renotte vermochten sie nicht zu beruhigen.

Renotte war schon sehr lange im Hause, sie hatte bereits bei Rostan's Vater gedient. Der große Rostan mißhandelte sie zuweilen, wenn er betrunken nach Hause kam, aber Renotte grollte ihm deshalb nicht, sie war seine Amme gewesen. In

den guten Tagen pflegte er sie »Mütterchen« zu nennen; dann freute sich die Alte und nannte ihn »Söhnlein.« Renotte stand im Lohn, der ihr aber nie ausgezahlt wurde.

Diesen Abend hatte Magdalena allein gewacht. Victoria's Zimmer war leer. In der Abenddämmerung war Magdalena von den ersten Geburtswehen befallen worden. Da kein anderer Arzt zu haben war, hatte sie einen Knaben zu dem Quacksalber Jean Touril geschickt; aber Touril hatte diese Nacht ein wichtigeres Geschäft.

Magdalena hatte sich auf's Bett geworfen. Bis neun Uhr rief sie ihre Schwester Victoria, welche sie leider nicht hören konnte. Um neun Uhr verlor sie den Muth: sie fühlte sich verlassen.

Die arme kleine Irene hatte den ganzen Tag geweint, weil sie weder ihre Tante Victoria noch ihre Mutter noch ihren kleinen Freund Sulpice gesehen hatte. Endlich war sie eingeschlafen. Kinder sind schwer im Schlaf zu stören. Irene hörte das Jammern ihrer Mutter nicht.

Die alte Renotte war seit zwanzig Jahren stocktaub. Sie drehte ihr Spinnrad regelmäßig und langsam, befeuchtete den Faden an einem kleinen Schwamm und ihre meckernde Stimme begleitete getreu das Schnurren des Rades. Während Magdalena rief, sang Renotte das aus neunundsechzig Strophen bestehende Klagelied von der schönen Magellone. Sie mußte es zu Ende singen, früher konnte sie unmöglich ins Bett gehen.

Das Feuer glomm unter der aufgehäuften Asche. Am Kesselhaken hing nichts, aber bei dem Licht der Kienfackel sah man deutlich unter dem Caminmantel große Speckseiten und Ochsenzungen, die zum Räuchern aufgehängt waren. Der

Krug mit Cider stand auf dem Feuerbock; von Zeit zu Zeit streckte die Alte ihre dürre Hand aus und setzte den Krug an den Mund. Das erwärmte ihren Magen.

Draußen ging ein starker Wind; die alten morschen Fensterrahmen ächzten. Durch den Schornstein hörte man das Brausen des Meeres. — Seit dem Einbruch der Nacht war in der Ferne mehr als einmal geschossen worden.

Renotte hörte nichts von all dem. Sie hörte nicht einmal das laute Angstgeschrei der hilflosen Magdalena. Sie hatte eben die dreiundsechzigste Strophe beendet, in welcher es heißt, daß guter Cider und wahre Liebe zwei gar schöne liebliche Dinge sind.

Victoria! Wo war Victoria? Und Sulpice? Magdalena hatte zu lange gewartet: sie vermochte nicht mehr aufzustehen. Sie rief Irene, aber ihre Stimme wurde schon matt; sie rief Renotte und die Leute, die der gütige Himmel etwa an dem Hause vorbeiführte. Sie rief sogar ihren Gatten Franz Rostan.

Sie rief vergebens. Die Lampe, die sie nicht erreichen konnte, war fast ausgebrannt und flackerte nur noch von Zeit zu Zeit auf. Magdalena versuchte zu beten, denn sie erwartete den Tod. Die drohende Finsterniß erfüllte sie mit Entsetzen . . . Noch einmal flammte das Licht auf, dann erlosch die Lampe. Man hörte in Magdalenens Zimmer nur noch leise, verworrene Klagelaute.

In diesem Augenblicke ging ein Mann sehr rasch durch den Wald von Maurepar. Trotz der Finsterniß wählte er ohne Zögern und gewissermaßen instinctartig unter den sich durchkreuzenden Fußpfaden. Er trug eine Matrosenjacke und einen glanzledernen Hut.

In der großen Allee, die sich bis an den Hohlweg erstreckte und gerade auf Rostan's Haus zu führte, stand er

eine Weile still, um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen. Am Ende des Hohlweges sah er das matt erleuchtete Küchenfenster.

»Victoria ist da!« sagte der Unbekannte für sich und legte die Hand auf's Herz.

Anton Rostan, Marquis von Maurepar, eilte weiter und war in einigen Sprüngen am Ende des Hochwaldes. Er lief den Hohlweg hinab; seine Augen glaubten schon das theure Profil Victoria's hinter dem räucherigen Fenster zu erblicken.

Als er in den Hof trat, begann die ganze Meute im Hundestall zu bellen. — Der junge Marquis suchte hinter dem Hofthor, in welchem die Thorflügel fehlten, eine kleine gemauerte Hütte, die der schönen Ziege Biquette als Stall diente. Die Hütte war da, aber leer. Anton hatte es fast erwartet.

»Wo mag sie das Kind hingebracht haben?« dachte er, ging rasch auf die Küche zu und klopfte an die Thür.

Renotte, die immerfort spann und sang, hörte das Klopfen nicht. Der junge Marquis lauschte eine kleine Weile, aber er hörte weder Victoria's Stimme, die er hoffte, noch Rostan's Stimme, die er fürchtete. Er zog die Thürklinke auf und trat ein.

»Sind Sie es, Franz?« sagte die Alte, die den Kopf hob, weil der von draußen eindringende Wind die Kienfackel bewegte. »Man sagt, es sey Ihre letzte gute Nacht; Sie wollen noch einmal ruhig im Hause schlafen . . . Sie sind nicht Rostan!« sagte sie, sich umsehend und die Hand über die Augen haltend. »Es ist sehr unschicklich, so spät in die Häuser zu kommen!«

Der junge Marquis brauchte nicht mehr zu fragen, ob

sein Vetter zu Hause sey. Er schlug die Thür wieder zu und ging gerade auf Renotte zu.

»Ja wohl, ich bin Rostan, alte Freundin,« sagte er. »Erkennst Du mich nicht?«

Renotte sah die Bewegung seiner Lippen, aber sie hörte keinen Laut. In ihrer Erinnerung war der Marquis ein blutjunger Mensch mit einem rosigen Gesichtchen, weichem Flaum an Mund und Kinn. Sie hatte einen Mann vor sich, und ihr Gedächtniß, dem das Gehör nicht zu Hilfe kam, ließ sie im Stich.

»Ein Matrose!« murrte sie. »Es ist hier kein Wirthshaus!«

Anton erinnerte sich nun, daß die alte Renotte taub war.

»Wo ist Victoria?« schrie er aus Leibeskräften, denn er vermochte den Namen, der sein Herz erfüllte, nicht länger zurückhalten.

Aber die Alte verstand ihn nicht; sie glaubte, er verlange zu trinken. — »Ja, ja,« sagte sie; »das kennen wir schon . . . Die Theerjacken haben immer Durst!«

Um den Geboten der Gastfreundschaft zu genügen, schenkte sie etwas lauwarmen Cider in eine Tasse. — »Da, trink das aus!« setzte sie hinzu, — »und packe Dich!«

»Victoria! Victoria!« wiederholte Anton.

Die Alte hörte immer noch nicht. Der junge Marquis faßte ihre beiden Hände und schrie ihr ins Ohr:

»Victoria und Magdalena!«

»Was!« sagte Renotte, sich unwillig losmachend; »der Cider ist nicht gut genug für Dich? Du willst Wein? . . . Warte nur bis der Herr kommt; er wird vielleicht in den Keller gehen!«

Sie schüttelte ihren grauen Kopf, und in ihrem boshaften Lächeln war eine Drohung zu lesen.

Ein matter Klageton ließ sich im Innern des Hauses vernehmen. Anton lauschte. Die Alte wollte von neuem reden, aber er hielt ihr mit Gewalt den Mund zu und riß die Kienfackel aus dem gespaltenen Stocke, der in dem Mauerwerk steckte.

Renotte sah ihn erstaunt an. Es schien, daß sie ihn zum ersten Mal bemerkte. In ihrem matten Auge flammte plötzlich ein Blitz auf.

»Aha! ich erinnere mich,« sagte sie, »Rostan ist eifersüchtig auf Dich . . . Du sollst Magdalena nicht sehen!«

Anton lauschte noch immer. Ein zweiter noch leiserer Angstruf kam aus dem Innern des Hauses.

Renotte war inzwischen aufgesprungen und hatte sich, ihre Kunkel wie einen Speer schwingend, vor die Thür der Kinderstube gestellt. Durch letztere mußte man gehen, um in Magdalenens Zimmer zu gelangen.

»Es ist eine weibliche Stimme!« sagte der Marquis. »Laß mich durch, Alte!«

Er stürzte auf die Thür, denn er hatte einen dritten Klagelaut vernommen. Renotte schlug ihn mit der Kunkel auf den Kopf. Anton wollte sie auf die Seite schieben, aber sie umfaßte ihn mit beiden Armen, und ihre krummen knochigen Finger klammerten sich an seiner Jacke fest, wie ein Enterhaken in den sandigen Strand einschlägt.

»Mein Söhnlein hat mir gesagt, daß Du seiner Frau gut bist!« wiederholte sie. »Du bist also wieder da! . . . Rostan hat seine Flinte bei sich; ihr Beide werdet bald ein Wort mit einander reden!«

Der junge Marquis riß endlich die Thür auf. Aus

dem dritten Zimmer kam ein ächzender, fast röchelnder Ton. Anton warf die alte Renotte zu Boden uud stellte ihr den Fuß auf die Brust; aber sie drückte ihre zehn Nägel in seine Waden.

»Rostan! mein Söhnlein!« rief sie. »Der Dieb ist da! er will mich umbringen, um deine Frau zu entführen!«

Der junge Marquis wurde nicht mehr durch Vernunftgründe, sondern durch einen gewissen Instinct getrieben. Er merkte wohl, daß es sich nicht um Victoria handelte und gleichwohl war der Gedanke an Victoria nicht zu verbannen. Victoria stand mit Allem was vorging oder vorgegangen war, gewiß in der genauesten Verbindung. — Aber was war in diesem einsamen Hause geschehen? Aus den Worten der Alten war zu schließen, daß Franz Rostan nicht zu Hause war, aber sie hatte vielleicht die Unwahrheit gesagt. Fern von aller Hilfe, in dieser stürmischen Nacht, zwei Frauen gegen einen Mann . . .

Der Marquis wußte, daß der große Rostan zu Allem fähig war. Was konnte er in dieser verhängnißvollen Stunde nicht von Magdalena und Victoria verlangen? Der Gedanke an einen Mord drängte sich dem jungen Marquis unwillkürlich auf und erfüllte ihn mit Schauder. Der Mann, der nichts mehr zu verlieren hatte, war auf der Bahn des Verbrechens, wenn er sie einmal betreten, nicht mehr aufzuhalten. Vielleicht hatte er einen Doppelmord begangen; oder wenn Eine verschont geblieben war: welche von Beiden war noch am Leben, Victoria oder Magdalena? . . . War Rostan noch da?

Der junge Marquis schaute in das zweite Zimmer und hob die Kienfackel. Er sah das Bettchen, aus welchem Ir=

nens blondes Köpfchen hervorschaute. Sie schlief ganz ruhig, die zarte, schwächliche Kleine, deren Schönheit nicht für diese Welt gemacht zu seyn schien.

»Rostan! Rostan!« rief die alte Renotte, auf der Erde liegend.

Der junge Marquis band ihr seine Cravate auf den Mund und riß die Schnur vom Spinnrade. In einem Augenblicke war Renotte an dem Ringe der großen Mehlkiste festgebunden. — Anton nahm die Kienfackel wieder und stürzte in das dritte Zimmer.

Er sah Magdalena auf dem Bett liegen, und neben ihr ein neugebornes Knäblein.

Victoria's Zimmer war leer. Ihr Gebetbuch lag offen auf dem Nachttische; neben dem Buche ein versiegelter Brief. — Auf dem Camin stand in einem Glase ein Strauß verdorrter Feldblumen.

Anton war leichenblaß. Er nahm den Brief und hielt ihn eine Weile in der Hand.

»Meine Schwester Victoria ist seit einiger Zeit oft abwesend,« sagte Magdalena, die sich aufrichtete und ihr Kind in den Armen hielt.

»Fürchten Sie nicht, daß ihr ein Unglück begegnet sey?« fragte der junge Marquis.

Magdalena schüttelte den Kopf. — »Ein Unglück!« wiederholte sie mit schmerzlichem Lächeln; »kann hier auch etwas anders als Unglück geschehen?«

»Ich habe sie schon gesucht,« sagte Anton.

Der Blick Magdalenens flammte auf, aber erlosch schnell wieder. »Ich will gern allein leiden!« lispelte sie;

nach einer kurzen Pause setzte sie mit matter, klangloser Stimme hinzu: »Victoria hat kein Vertrauen zu mir gehabt . . . mein Mann hat ihr Alles genommen was sie hatte: vielleicht zürnt sie mir deshalb.«

Eine Thräne zitterte an ihren langen Wimpern.

»Dann wissen Sie also nichts von ihr?« fragte der junge Marquis, — »weder von ihr noch von ihrem Kinde?«

»Von ihrem Kinde?« wiederholte Magdalena, als ob sie nicht recht gehört hätte. — »Ja, es ist wahr, Sie sind reich! . . . Sie werden meine Schwester heirathen, ich habe mehr als einmal daran gedacht . . . Aber was meinen Sie denn mit dem Kinde? . . . Ich habe ein Kind, zwei Kinder,« setzte sie mit gesenktem Blick hinzu. »Haben Sie von uns gehört, Vetter? Morgen werden wir kein Obdach mehr haben.«

Anton ging auf sie zu und faßte ihre Hände.

»Sind sie nicht meine Schwester Magdalena?« sagte er; »was habe ich Ihnen denn gethan, daß Sie an mir zweifelten?«

»Sie hassen und verachten meinen Mann!« erwiederte Magdalena.

»Ich bitte Sie!« sagte der Marquis, der aus Ermüdung vor dem Bett niedersank, »sprechen Sie von Victoria . . . Wann kommt sie nach Hause? . . . Wo kann ich sie finden? . . . Das Warten ist mir unerträglich!«

Magdalena glaubte zu träumen. »Wenn ich das gewußt hätte,« begann sie; — »aber mein Schwesterchen hat Recht gehabt, nichts zu sagen. Ich bin ja Franz Rostan's Frau; wie könnte man Vertrauen zu mir haben? Sie ging oft fort und blieb lange außer dem Hause. Ich dachte: sie mag mich nicht mehr weinen sehen . . . Ach! meine Schwe-

ster ist glücklich!« setzte sie schluchzend hinzu. »Ich will ihr keine Vorwürfe machen! es gibt Leute, die zu tief gesunken sind, um über Andere den Stab brechen zu können.«

Sie starrte vor sich hin. Anton betrachtete die Dulderin; sie war sehr verändert, und doch noch so schön! Er suchte in ihrem bleichen, von dem üppigen, aufgelösten Haar umwallten Gesicht die jugendlichen, heitern Züge seiner Victoria. Anton hatte die jüngere Schwester nach der ältern, wir könnten fast sagen, um der ältern willen geliebt; sein Herz hatte zuerst für Magdalena geschlagen. Die arme Frau erregte nicht blos sein Mitleid, sie hatte ihren Antheil an der innigen, ritterlichen Zärtlichkeit, die er für Victoria hegte.

»Hören Sie!« sagte Magdalena. »Ich erinnere mich . . . aber mein Gott! wie kann ich an Andere denken! . . . ich erinnere mich, daß sie von einer jungen Bretagnerin erzählte, die ihr Kind von einer Ziege säugen ließ . . . Drüben, unter dem Cap Frehel ist eine Grotte . . .«

»Die Möwenhöhle?« fragte Anton sie unterbrechend.

»Ja, die Möwenhöhle. Ich kam heute auf den Gedanken, sie dort zu suchen, aber der arme Monteur sagte, sie erwarte mich im Hause . . . Ich konnte kaum gehen . . . Haben Sie Irene gesehen?« Schläft sie? der kleine Sulpice ist nicht gekommen; er wird erfahren haben, daß man uns aus dem Hause treiben will . . . Irene kann ich auf die Haide betten, aber der Kleine . . .«

Sie stockte schluchzend. Anton wollte sprechen, aber sie winkte ihm mit der Hand und fuhr hastig fort:

»Dort würden Sie sie finden . . . oder vielleicht zu Saint-Cast, denn sie ist sehr fromm und seitdem sie Mutter ist, wird sie gewiß noch mehr beten . . . Wie viel Uhr ist es? Sie kommt immer eine Stunde früher als Franz nach Hause.«

Der junge Marquis zog seine Uhr hervor.

»Immer,« wiederholte Magdalena, von neuem in Thränen ausbrechend. »Ach, mein Gott! wir waren noch eine Familie. Ich war traurig, aber das Kind hatte doch eine Wiege und Brot . . .«

»Magdalena,« sagte Anton, »liebe Schwester Magdalena! Es ist eilf Uhr vorüber; kommt sie zuweilen so spät nach Hause?«

»Ich habe arme Mütter gesehen,« sagte die junge Frau, wie mit sich selbst redend, »arme Mütter, die mit nackten, abgezehrten Kindern auf der Landstraße umherzogen . . .«

Das neugeborne Kind schrie; sie drückte es zärtlich an ihr Herz.

Der junge Marquis, der aufgestanden war, sank wieder vor dem Bett auf die Knie.

»Um Gottes willen! Schwester Magdalena,« sagte er, »fürchten Sie nichts für sich und Ihre Kinder . . . Es war Niemand in der Möwenhöhle . . . Ich fürchte . . . Ihr Schnupftuch war ganz naß von Thränen.«

Magdalena lauschte. Draußen war ein leichtes Geräusch. Der junge Marquis eilte ans Fenster und öffnete es.

»Es ist der Wind,« sagte Magdalena.

»Ja, es ist der Wind,« wiederholte Anton.

Der Wind heulte wirklich in den hohen Bäumen des Waldes. — Anton setzte sich auf das Fußende des Bettes. Das Licht der Kienfackel schien ihm gerade ins Gesicht.

»Schwester, wollen Sie mit uns kommen?« fragte er sanft. »Ihre Kinder sollen die unsrigen seyn und Sie werden Ihre Leiden vergessen.«

»Ich bin Franz Rostan's Frau,« antwortete Magdalena mit finsterer Miene; »meine Kinder sind seine Kinder.«

»So bleiben Sie, Schwester, wenn es Ihre Pflicht ist. Franz ist mein Vetter, was ich gegen ihn habe, kann vergessen werden. Ich bin reich genug, um Ihr Haus zu kaufen und es Ihnen zurückzugeben.«

Magdalena sah ihn an, als ob diese Worte keinen Sinn für sie hätten. — Anton lächelte ihr zu und streckte die Hand nach dem Kinde aus. Magdalena hob es in ihren Armen auf und reichte es ihm.

»Ich weiß nicht . . . ich weiß nicht,« schluchzte sie; »ich fürchte immer, daß ich mich täusche, wenn man von Glück spricht.«

In dem Augenblicke als der junge Marquis das Kind nehmen wollte, um sein Versprechen noch nachdrücklicher zu wiederholen, fiel in der Richtung des Waldes ein Schuß. Anton fuhr auf und drückte wankend die Hand auf die Brust. Das Kind fiel auf die Bettdecke. Magdalena sprang aus dem Bett.

»Ich bin verwundet,« sagte Anton, dessen Gesicht leichenblaß wurde.

»Aha!« rief eine Stimme im Hofe, »mein Söhnlein hat nicht fehlgeschossen.«

XIV.

Das Abendbrot des Schäfers.

Die alte Renotte hatte sich losgemacht. — Die Verheirathung des großen Rostan mit Magdalena hatte seiner Zeit großes Aufsehen in der Umgegend gemacht, denn die aufkeimende Liebe des jungen Marquis Anton und der schönen Magdalena Rostan du Bosq, Tochter des seligen Grafen, war allgemein bekannt. Die Morgatte hatte nichts erfon=

nen, um die Eifersucht des Krautjunkers zu reizen: sie hatte dem boshaften Geschwätz nur mehr Nahrung gegeben.

Renotte war eifersüchtiger als ihr Herr. Sie konnte Magdalena nicht leiden, weil sie vor der Ankunft der Letztern das Hauswesen regierte. Die alte Magd betrachtete das Erscheinen des Marquis gerade an diesem Abende als einen Hohn, als eine schlau ersonnene Beschimpfung. Sie war gewissermaßen Kerkermeisterin, nicht auf ausdrücklichen Befehl des Krautjunkers, aber doch mit seiner stillschweigenden Zustimmung.

Da die Thür der Kinderstube von innen verschlossen war, so ging Renotte, sobald sie ihre Bande zerrissen hatte, aus dem Hause. Es war die Stunde: sie wußte, daß ihr Herr nicht weit seyn konnte. Sie lief so schnell wie ihre alten Füße vermochten, über den schlüpfrigen Boden des Hofes und durch den kothigen Hohlweg.

Von Zeit zu Zeit sah sie sich um, ehe sie den Hochwald erreichte; sie sah durch's Fenster den vor Magdalenens Bett knieenden Marquis. Von dem Daseyn des Kindes wußte sie nichts. — Im Walde begann sie ihren Herrn leise zu rufen. Sie kannte ihn: seitdem Franz Rostan Unglück hatte, war ihm die Einsamkeit unerträglich; er wurde schon ganz melancholisch, wenn er im Dunkeln allein aus der Schenke nach Hause ging. Zuweilen setzte er sich unter einen Baum, nahm sein Gewehr zwischen die Knie und blieb oft Stunden lang regungslos im Walde sitzen.

Die alte Renotte schaute unter alle Bäume, die am Wege standen; aber diesen Abend hatte sich Franz Rostan nicht niedergesetzt. Wir wissen, daß er mehr zu thun hatte. Er hörte die Stimme der alten Magd, als er eben von dem Anger in den Wald trat. Er hatte gerade einen guten Augen=

blick: er dachte an seine Frau und an die Zukunft. Alles Gefühl, das noch in seinem Herzen war, begann sich gegen die Einflüsterungen der Morgatte zu empören.

»Heda, alte Hexe!« rief er in fast heiterer Laune, »Du willst mir gewiß sagen, daß Magdalena einen Sohn hat.«

Renotte hörte es nicht, aber sie bemerkte im Dunkeln die Umrisse der breitschulterigen Gestalt ihres Herrn. In einem Sprunge war sie an seiner Seite; ihre Füße hatten sich in jenem Augenblicke um ein halbes Jahrhundert verjüngt.

»Es ist Zeit, es ist Zeit!« sagte sie mit großer Zungengeläufigkeit. »Glaubst Du wohl, Franz, daß ich die Schnur meines Spinnrades zerrissen habe? . . . Im ersten Augenblicke erkannte ich ihn nicht . . . ach, wenn ich die Kraft gehabt hätte, wäre ich nicht hieher gekommen, um Dich zu suchen, mein Söhnlein!«

»Was faselst Du da, Alte,« murrte der Krautjunker, der schon halb verstand.

Asträa hatte ihn ja beredet, eine Kugel in den Lauf seines Gewehrs zu stecken . . . und diese Kugel war für den Mann bestimmt, den er diese Nacht bei Magdalenen finden würde.

Der Name Anton schwebte ihm auf den Lippen.

»Er warf mich auf die Seite wie einen Thürflügel,« fuhr Renotte fort; — »aber wir wollen gehen, mein Söhnlein, wir können ja unterwegs plaudern, er darf uns nicht entwischen . . . Er hat sich als Matrose verkleidet . . . und die Thür der Kinderstube ist von innen verschlossen.«

Der große Rostan ging rasch fort. Renotte hing sich an seine Blouse, um ihm zu folgen. Sie stolperte ihm fast zur Erde gebückt und keuchend nach, aber sie sprach immerfort.

»Ein schöner Bursch, wie vormals . . . noch blässer und der Schnurbart ist ihm gewachsen . . . Ist die Marquise todt? Das kommt davon, wenn man Mädchen entführt . . . Ich weiß eine Zeit, wo Du eifersüchtig warst, mein Söhnlein . . .«

Sie gab sich alle Mühe ihn anzusehen, um sich von der Wirkung dieser Mittheilung zu überzeugen; aber Rostan ging zu schnell. Der Fuß der Alten blieb in einem Wagengeleise stecken, sie stürzte nieder. Der Krautjunker hielt sich aber gar nicht auf.

»Geh nur, Söhnlein!« rief sie ihm nach; »geschwind, daß er Dir nicht entwischt!«

Sie raffte sich auf und lief ihm nach. Sie kamen in die Hauptallee. Am Ende des Hohlweges funkelte das Licht in Magdalenens Zimmer wie ein Stern. Anton hatte eben das Fenster geöffnet.

Der große Rostan blieb stehen. Sein scharfes Auge unterschied bereits die ganze Gruppe: Magdalena im Bette liegend, den jungen Marquis, auf dem Fußende des Bettes sitzend, sogar das neugeborne Kind in den Armen der Mutter.

Sein Athem stockte. Ein kalter Schweiß bedeckte seine Stirn. — Renotte war vorausgegangen. Sie glaubte, er folge ihr und schnatterte in einem fort, bis sie den Athem verlor.

Rostan nahm sein Gewehr von der Schulter und wollte den Hahn spannen; aber seine Hand zitterte zu sehr. Im entscheidenden Augenblicke suchte er Magdalena zu entschuldigen, denn er liebte sie. Er dachte wieder an Victoria. Wäre Victoria zu dieser Stunde in Magdalenens Zimmer erschienen, so wären alle Pläne der Morgatte vereitelt worden. — Aber die Morgatte war schon darauf bedacht gewesen.

Und das Kind? vielleicht ein Knäblein? der große Rostan hatte sich so sehnlich einen Sohn gewünscht.

Er wartete immer in der Meinung, Victoria werde erscheinen. Endlich ging er weiter, als der junge Marquis Magdalenens Hände faßte.

Ich möchte doch sehen, ob mir das Kind ähnlich ist, dachte er.

In dem Augenblicke, wo Magdalena den Neugebornen aufhob, um ihn dem Marquis zu reichen, wurde Franz Rostan vom Schwindel ergriffen. Es schien ihm, daß Magdalena sagte: »Nimm ihn; er ist dein.«

Er spannte den Hahn, schlug an, zielte — und schoß.

Die Entfernung war groß, aber Rostan verschoß sein Pulver nie umsonst. Die alte Renotte, die den jungen Marquis auffahren und taumelnd die Hand auf die Brust drücken sah, glaubte anfangs, Franz habe dicht hinter ihr und gleichsam über ihre Schulter hinweggeschossen. Sie sah sich um und stieß das Triumphgeschrei aus, das wir vernommen haben, aber sie sah Niemand. Der große Rostan war am Ende des Hohlwegs, in der unter den hohen Bäumen herrschenden dichten Finsterniß. Er stand regungslos auf sein Gewehr gestützt, Er hatte einen Schleier vor den Augen.

Die kleine Irene war aus dem Schlaf aufgeschreckt und in das Zimmer ihrer Mutter geeilt. Magdalena schleppte sich, den Neugebornen tragend, bis in das Schlafzimmer ihrer Schwester.

»Er wird sogleich hier seyn und uns Alle umbringen,« sagte sie.

»Komm! komm!« rief Renotte im Hohn; »der Chouan ist nur verwundet! . . . Geschwind, mein Söhnlein! Du hast gut angefangen, ende auch gut!«

Einige Schritte vor dem Krautjunker, auf der Böschung des Hohlwegs stand eine große Eiche, unter welcher plötzlich eine dunkle Gestalt hervorkam. Es war ein Frauenzimmer mit einer braunen Mantille. Sie trat bis auf die Mitte des Hohlweges vor und hielt die Hand über die Augen. So schaute sie wohl eine Minute lang in das noch immer erleuchtete Zimmer, wo der junge Marquis allein war. Er war zusammengesunken; ein Knie war auf dem Fußboden, mit dem Rücken lehnte er sich an das Bett und beide Hände hielt er auf die Brust.

»Du warst da,« ... sagte der große Rostan. »Hast Du gesehen, daß sie ihm das Kind gereicht hat?«

Asträa sah sich um.

»Lauf auf die Haide,« sagte sie, statt zu antworten; »Du hast keine Zeit zu verlieren ... Sulpice wird bald kommen; fehle ihn nicht.«

Franz schlug sich mit der Faust an die Stirn, als ob er seinem trägen Gehirn einen Gedanken hätte entlocken wollen. Die Morgatte legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Deine Rache ist befriedigt,« flüsterte sie ihm ins Ohr. »Jetzt verdiene Dir deinen Reichthum.«

»Kommst Du nicht mit mir?«

»Nein, ich bleibe,« erwiederte die Morgatte gelassen; »ich weiß nicht ob er todt ist.«

Rostan lud sein Gewehr wieder und ging auf die Haide. Während er sich entfernte, sah Asträa, daß sich der junge Marquis mit Mühe erhob und in das Fenster stieg. Sie nahm die Pistole in die Hand und rief leise: »Onkel!«

Der Quacksalber Jean Touril, der seine Beute noch in den Taschen und in der Serviette umherschleppte, schlich sich

auf die Böschung hin. Er schlotterte und schien mit Widerwillen näher zu kommen.

»Nimm das,« sagte die Morgatte und reichte ihm die andere Pistole.

Die Zähne des Quacksalbers klapperten; aber er erwiederte: »Die Mutter bleibt und die beiden Kinder werden heranwachsen . . . die Sache ist noch nicht in der Ordnung.«

Die Zollwächter auf dem Cap Fréhel hatten einen sehr wichtigen Fang gemacht. Sie hatten die Spitzenhändler und Schmuggler von Jersey verfehlt, aber sie hatten den kleinen Sulpice, einen »gefährlichen Menschen,« gefangen genommen. Ueberdies war Toto Gicquel in ihrer Gewalt. Die Grünröcke konnten sich rühmen, einen guten Streifzug gemacht zu haben.

Der kleine Sulpice und Toto Gicquel waren ihnen, wie sich der Leser erinnert, von dem ehrenwerthen Quacksalber Jean Touril als zwei Feinde der öffentlichen Ruhe bezeichnet worden. Ein anderes Zeugniß lag gegen sie nicht vor; aber Toto war sehr arm, und der Vater des kleinen Hirten war ein Geächteter. Und wozu nützen auch die Patrouillen, wenn man nicht etwas aufgreift?

Die Rotte des Unterlieutenants Rouair hatte das Glück gehabt den Hirten aufzugreifen. Eine solche Waffenthat schmeichelt der Eitelkeit eines jungen Offiziers. Der Unterlieutenant begab sich zum Posten hinauf, um seinen Bericht zu verfassen, und ließ dem Corporal Pierre Gandeau das Commando der Rotte. Man muß, wie mehre berühmte Geschichtschreiber gesagt haben, nicht nur siegen, sondern auch

den Sieg zu benützen wissen. Einen Bericht verfassen heißt aber so viel als einen Sieg benützen.

Die Poesie hat die friedfertigen Krieger, welche unsere Küsten und Grenzen bewachen, zu sehr vernachlässigt; für die natürlichen Feinde der Zollwächter, die Schmuggler, hat die Lyra weit mehr gethan. In den verblendeten Augen der Theaterdichter und Romanenschreiber hat der Schmuggler jene Glorie, welche die Stirn des Klephthen, des Calabreser Räubers, des uskokischen Piraten und des catalonischen Bandolero umstrahlt. Der Douanier nimmt den Liederbüchern gegenüber die demüthige Stellung des Gendarmen ein. Seit dem Anfange der Welt schöpfen alle Guitarren ihren Liederstoff aus der Opposition.

Es kommt gewiß ein Tag, wo man den Gendarmen Gerechtigkeit widerfahren lassen wird. Wir erlauben uns hier die Bemerkung, daß die jungen Offiziere der Zollwache die größte Zierde der Orte sind, die das Glück haben, sie zu besitzen. Die Uniform gibt ihnen zwar nicht den herzberückenden Zauber der andern Helden, aber sie besitzen persönlichen Muth, einen Anflug von mathematischen Kenntnissen und viel belletristisches Talent. In der »Gesellschaft«, nemlich unter den Honoratioren ihres Stationsplatzes, sind sie gemeiniglich sehr wohl gelitten; manche von ihnen werden den Präfecturbeamten, ja sogar den Handlungscommis gleich geachtet.

Im Zollwesen, wie in anderen Verwaltungszweigen ist ein Bericht im Grunde nichts anders als ein auf die Beförderungshoffnungen ausgestellter Wechsel. Die Gelegenheit, einen Bericht zu verfassen, bietet sich nicht immer dar. Ein gut verfaßter Bericht ist oft mehr werth, als ein fehlerfreies Sonett. Der Gott, in dessen Hand die Beförderungen und Heirathen ruhen, liest zuweilen die Berichte. Es gibt Bei-

spiele, daß Berichte die Hochzeitfackel angezündet und einen Supernumerarius in den Schwiegersohn eines reichen Schiffsrheders verwandelt haben.

Der Unterlieutenant Rouaix nahm einen Bogen Papier mit gedruckter Ueberschrift, zündete seine Pfeife an und tunkte seine Feder in die dicke Tinte; der durch die Schießscharten des Thurmes heulende Wind und das Brausen der Meereswogen gab seinen Gedanken einen hohen Flug. Er schrieb:

»Herr Director!

»In dem Augenblicke, wo am politischen Horizont eine Wolke aufzusteigen scheint, gleich dem Nebel, der bei bevorstehender Witterungsveränderung unsere Küsten einhüllt, ist es die Pflicht jedes Mannes von Charakter, dem Dienste des Vaterlandes nicht nur seine ganze Kraft, Thätigkeit und Intelligenz, sondern auch seine Klugheit, seine Vorsicht und überhaupt alle von der Natur erhaltenen Gaben zu widmen . . .«

Der Unterlieutenant Rouaix hielt hier inne, um sich mit stolzem Selbstgefühl die Hände zu reiben. Er fand den Eingang des Berichts sehr gelungen. Er hatte Recht.

»In Abwesenheit meiner Vorgesetzten,« schrieb er weiter, »bin ich Postencommandant auf dem Cap Fréhel. Ich sah mich auf einmal in eine Lage versetzt, der ich weder an Jahren noch an Fähigkeiten gewachsen zu seyn glaube. Ich bin nemlich erst zweiundzwanzig Jahre alt, Herr Director, worunter fünf Dienstjahre mit stets ausgezeichneter Conduite, durch die ich mir die Achtung meiner Commandanten erworben habe.

»Die eben erwähnten schwierigen Verhältnisse habe ich nicht ohne Glück überwunden, denn die Bescheidenheit verbietet mir, auch nur den kleinsten Theil des Erfolges meinem Verdienst zuzuschreiben . . .«

Hier entwarf der Unterlieutenant ein lebendiges Bild des Zustandes der Gegend. Er zeichnete sogar eine kleine Landschaft mit der von den Meereswogen gepeitschten Felsenküste und dem Thurm von Fréhel, der das dreifache Talent hat, einen Telegraphen auf seiner höchsten Spitze zu tragen, den Seefahrern in der Nacht ein Drehfeuer zu zeigen und einen Wachtposten zu beherbergen.

Der von den Landleuten begünstigte Schleichhandel greife in bedenklicher Weise um sich. Dazu gähre fortwährend ein alter Sauerteig politischer Feindseligkeit. Die ganze Küstenbevölkerung lebe vom Schmuggel; sie sey aus Zuneigung oder Gewohnheit der älteren Linie der Bourbons ergeben und daher kein Beistand von ihr zu erwarten. Der Schleichhandel nehme überhand, die Verschwörung sey chronisch geworden.

Diese beiden Landplagen hatten nun zu ihrem Ausbruch gerade die Zeit gewählt, wo der Unterlieutenant Rouair provisorischer Postencommandant auf dem Cap Fréhel war. Man mußte einen förmlichen Feldzug eröffnen gegen die Spitzenhändler von Jersey, die zu Roche-Guyotte landeten; die Schmuggler, welche das Wachtschiff unter dem Cap anrufen, hatten einen noch nicht enthüllten Plan; endlich waren zwei räthselhafte Menschen angekommen, die man für Geächtete aus dem Jahre 1832 hielt.

Es war eine ereignißvolle Nacht, wie der Unterlieutenant Rouair in seinem Bericht sagte.

» . . . Ich hatte seit langer Zeit sehr viel Schlechtes gehört über zwei Taugenichtse, die mir die eigentlichen Triebfedern der Unordnung und wenn ich mich so ausdrücken darf, die bevollmächtigten Minister der Schmuggler zu seyn schienen. Ich war unschlüssig, denn auf den ersten Anblick sind die beiden Subjecte zu unbedeutend, um Argwohn zu erregen,

und ich würde es mir nie verziehen haben, wenn ich die Verwaltung, der ich anzugehören die Ehre habe, durch meinen voreiligen Eifer compromittirt hätte.

»In dieser Nacht jedoch nahm meine Unschlüssigkeit ein Ende. Ich überzeugte mich mit meinen eigenen Augen und mit Hilfe meiner braven Untergebenen ist es mir gelungen, die beiden Verbrecher der Behörde zu überliefern.

»Ein ehrenwerther Arzt im Marktflecken Plouesnon, Namens Touril, kam in der Abenddämmerung und machte eine wichtige Anzeige. Er bezeichnete mir unter andern gefährlichen Personen die beiden erwähnten Taugenichtse. Der eine, fast noch ein Knabe, aber an Verderbtheit seinen Jahren weit vorausgeeilt, heißt Sulpice und ist Schäfer zu Tréguz. Er ist ein verschmitzter, entschlossener kleiner Mensch. Sein Vater begleitet als getreuer Anhänger den berüchtigten Marquis Anton von Maurepar, der in Folge des Aufstandes in contumaciam zum Tode verurtheilt wurde. Der andere ist ein Mensch sui generis, wie sie sich in unserer Bretagne zum Glück noch ziemlich selten finden. Er ist halb wild, fast blödsinnig; er fristet sein Leben durch ein sonderbares Gewerbe, dessen genauere Bezeichnung sich zu dem ernsten Gegenstande, den ich vorzutragen habe, nicht schicken würde. Diese beiden schlechten Subjecte haben die Nacht außer ihren betreffenden Wohnungen zugebracht. Nachdem wir bei dem Letztern eine Haussuchung vorgenommen, die zwar erfolglos blieb, aber doch einige Zweifel in uns zurückließ, fanden wir ihn wieder, und zwar in der Hütte des Erstern. Bedarf es noch anderer Beweise, um das sträfliche Einverständniß außer allen Zweifel zu stellen?

»Den ersteren ertappten wir bei dem sogenannten Grafenkreuz, zwischen dem Schlosse Maurepar und Plouesnon,

wo wir den Spitzenschmugglern auflauerten, die gemeiniglich diesen Weg einschlagen. Gegen alle Erwartung kamen sie nicht auf diesem Wege; gleichwohl warteten wir keineswegs vergebens. Denn gegen zehn Uhr Abends sahen wir einen jungen Geistlichen, den Neffen des Pfarrers von Plouesnon, in großer Aufregung vorübergehen. Der Stand dieses Mannes verschließt mir den Mund, aber es kann nicht verboten seyn zu bemerken, daß der Clerus fast insgesammt legitimistische Tendenzen hat. Gott sey Dank! das Zollamt ist nicht die Polizei!

»Gegen halb eilf Uhr kam uns der genannte Sulpice in den Wurf. Ich nahm ihn auf der Stelle ins Verhör, und er stammelte einige kaum verständliche abgebrochene Worte; dann bat er uns inständigst, ihn frei zu lassen und betheuerte, es stehe das Leben mehrer Menschen auf dem Spiel. Als ich dem Knaben schärfer zusetzte, verlor er vollends die Fassung. Er brach in Thränen aus, und der Name seines Vaters entschlüpfte seinem Munde. Ich mußte mich seiner Person versichern.

»Aus den genannten Thatsachen ergibt sich, daß die beiden Hauptwerkzeuge des Schmuggels gegenwärtig in unsern Händen sind. Was den obenerwähnten Patron Sulpice, den Vater des Hirten, betrifft, so kann ich auf das bestimmteste versichern, daß er hier in der Gegend ist. Ihre Weisheit, Herr Director, wird Ihnen sagen, welcher Gebrauch von dieser Anzeige zu machen ist.

»Die bevorstehenden Ereignisse werden sehr wahrscheinlich einen neuen weitern Bericht nothwendig machen; denn wir sind noch nicht am Ziele und die Nacht wird uns vielleicht neue Gelegenheiten bieten, unsern Eifer zu beweisen. Ich schließe mit der Versicherung, daß alle meine Leute ihre

Pflicht gethan haben, und erlaube mir den Corporal Pierre Gandeau Ihrem Wohlwollen ganz besonders zu empfehlen: er ist bis an den Gürtel ins Wasser gegangen, um die Felsen unterhalb Tréguz zu beobachten, und seine mit einem leichten Anfluge von Satyre gewürzte heitere Laune hält die Zuversicht und Standhaftigkeit des Soldaten in bedenklichen Augenblicken aufrecht.

»Ich habe die Ehre, mit der tiefsten Ehrerbietung zu verharren ꝛc.«

Nach Beendigung dieses hochwichtigen Berichtes zündete der Unterlieutenant Rouair seine inzwischen erloschene Pfeife wieder an und hielt die Füße an den Ofen. Er versetzte sich in Gedanken nach Paris, in das Paradies der Provinzbeamten, in die Centralverwaltung, Rue Monthabor, nordöstlicher Hof, Treppe B, Nr. 14. Dort befinden sich die unabsehbaren Gallerien, wo der Fußtritt des Directors gravitätisch auf den Quadersteinen tönt. Er versank immer tiefer in seinen Wonnetraum; er sah im Geiste das Diner zu vierzig Sous, das Parterre der komischen Oper, die Lorette der neunten Classe, die sich im Sommer bei Mabille, im Winter auf dem Maskenball hat erobern lassen und stets im Begriff ist, auf dem Theater der Porte Saint-Martin ihre Antrittsrolle zu geben.

Unterdessen bivouakirte der Corporal Pierre Gandeau mit seinen Leuten zu Tréguz, denn man hatte dem kleinen Sulpice seine eigene Wohnung als Gefängniß angewiesen. Sulpice und sein Leidensgefährte Toto Gicquel waren gebunden und lagen in einem Winkel der Hütte. — Pierre Gandeau und seine Grünröcke aßen die für den Patron Sulpice bereitete Suppe.

Dies war ein unermeßlicher Schmerz für den ohnedies

schon tief betrübten Toto Gicquel. Er war eine Stunde allein in der Hütte gewesen und wenigstens sechzigmal in Versuchung gekommen, einen Napf mit Suppe zu füllen und seinen bellenden Magen zu beschwichtigen. Toto hatte einen Hunger und der Fleischtopf duftete so appetitlich!

Nach einer halben Stunde warf Toto das Stück Speck mit einer tüchtigen Handvoll Salz in die Fleischbrühe. Als das Salz geschmolzen war, duftete die Suppe noch appetitlicher; Toto bedurfte seiner ganzen Selbstverleugnung, um der Versuchung zu widerstehen. Es war Alles da, was einem hungrigen Menschen den Kopf verdrehen konnte: Brot, Cider, Branntwein und die Pfanne, in der sich Toto leicht ein halbes Dutzend Brotkuchen hätte backen können.

Doch Alles dies war für den Patron Sulpice. Toto tunkte nicht einmal einen Finger in den Fleischtopf. — Und jetzt kamen statt des sehnlich erwarteten Patrons die Grünröcke mit dem kleinen Hirten am Stricke! Toto hatte für Fricandeau und seine Sippschaft gefastet! Er bereute seine Selbstverleugnung und betrachtete mit finsterer Miene den schönen Appetit der Grünröcke, die sich die kräftige Suppe wohl schmecken ließen und höhnend den Ciderkrug leerten.

»Der Schlingel ist nicht viel größer als mein Stiefel, und kann schon lügen wie ein Mann!« sagte Pierre Gandeau, der eben einen tüchtigen Schluck Cider genommen hatte; »und was er gekauft hat ist gut . . . Wo hast Du das bekommen, Kleiner?«

Sulpice antwortete nicht. Er kauerte in seinem Winkel, ohne sich zu regen und einen Laut von sich zu geben. Toto Gicquel lehnte sich neben ihm an die Wand.

»Und er behauptet, daß er diese Nacht Niemand er-

warte!« setzte der Corporal hinzu. »Sage, Bursch, wird jeden Abend hier so geschmaust?«

Keine Antwort. — Der kleine Sulpice vermochte kaum zu athmen, er war leichenblaß.

Die Grünröcke fingen wieder an zu essen und plauderten von Diesem und Jenem.

»Bist Du sehr fest gebunden?« flüsterte Sulpice seinem Leidensgefährten zu.

»Der Strick dringt mir in das Fleisch,« erwiederte Toto.

»Du kannst Dich nicht rühren?«

»Nein.«

»Brrr!« sagte der Corporal Gandeau, in die Finger blasend. »Es ist verdammt kalt hier . . . Etienne, bringe mir ein Schaf, ich will mich daran wärmen.«

Die sechs Lieblingsschafe schliefen in einem Winkel. Etienne schleppte eins her, dann noch eins, denn Jeder wollte ein Schaf als Wärmflasche haben; alle plumpen, mit Koth bedeckten Füße schoben sich in die weiche, weiße Wolle, und die halbwachen gutmüthigen Thiere schliefen unter dem Tische wieder ein.

Dem kleinen Sulpice stand der Angstschweiß vor der Stirn. Er lauschte in athemloser Spannung auf jedes Geräusch, das sich draußen hören ließ. Er glaubte unter dem fernen Brausen des Meeres geheimnißvolle Laute zu vernehmen.

Der Corporal Gandeau, der sich nicht schnell genug wärmte, sah sich in der Hütte um.

»Wo hast Du dein Holz, Kleiner?« fragte er.

»Ich habe kein Holz,« antwortete Sulpice. — Aber er

besann sich und setzte hinzu: »Wollt Ihr erlauben, daß ich mich wärme? Mich friert.«

»Wir sind keine Heiden, mein Junge . . . Du kannst Dich wärmen.«

»Hinter dem Mehlkasten,« sagte Sulpice, »sind gute trockene Reiswellen.«

Die Grünröcke gingen an den bezeichneten Ort. In wenigen Augenblicken knisterte ein helles Feuer auf dem Herde. Der Corporal Gandeau stopfte seine Pfeife, er wollte allen sinnlichen Genüssen fröhnen.

»An diese Nacht werde ich denken!« sagte er, sich auf seinem Schämel zurücklehnend. »Wenn's Tag wird, findet man vielleicht mehr als einen Todten in den Felsen . . . Die Rotte des Sergenten hat drüben gegen Roche-Guyotte teufelmäßig geschossen.«

»Und unter der Mövenhöhle!« setzte Eustachius hinzu

»Die Schmuggler werden geantwortet haben,« sagte Etienne; »es ist die Mannschaft der großen Fischerbarke von Aubigny.«

»Oder die Mannschaft des »Flambard,« der während des starken Windes lavirte . . . der Landstreicher, auf den wir auf der Haide, nicht weit vom Posten feuerten, muß eine bleierne Pille im Leibe haben; morgen wird sich's zeigen.«

Der kleine Sulpice richtete sich auf: in der Ferne, nach Westen, war ein Schuß gefallen. — Alle Zollwächter standen eine Weile schweigend und lauschend.

»Das ist drüben bei Rostan's Hause!« sagte Pierre Gandeau.

Dem Hirten kamen die Thränen in die Augen. Er wurde von unaussprechlicher Angst ergriffen. Es war die Stunde, wo sein Vater über die Haide kommen mußte.

Wir wissen, daß der große Rostan seinen ersten Schuß nicht auf den Patron Sulpice abfeuerte. — Draußen war wieder Alles still geworden.

»Ihr habt mir versprochen, mich ans Feuer zu lassen,« sagte der kleine Sulpice, dessen Stimme zitterte.

»Wärme Dich, wenn Du willst,« erwiederte Pierre Gandeau.

»Ich kann nicht gehen.«

»Ja, es ist wahr ... Trage ihn ans Feuer, Etienne; der Kleine schlottert vor Kälte.«

Etienne hob den Knaben auf und trug ihn vor den Herd. Sulpice dankte ihm.

Dann fingen die Grünröcke wieder an zu trinken und jeder machte seine Bemerkungen über die letzten Verordnungen der Zollverwaltung, welche mit Hinweisung auf das bedenkliche Ueberhandnehmen des Schmuggels den Strandwächtern in gewissen Fällen und nach dem Ermessen der Vorgesetzten den Gebrauch ihrer Waffen zur Pflicht machte.

»Bratest Du Dich denn, Kleiner?« fragte der Corporal Gandeau, das Gespräch plötzlich unterbrechend; »es riecht hier verbrannt.«

Die Zollwächter sahen sich um. Ein brandiger Geruch verbreitete sich im Zimmer, und der Rücken des Hirten rauchte. Er hatte sich unbemerkt ganz dicht an den Herd geschleppt. Der Strick, mit welchem seine Hände gebunden waren, brannte lichterloh, und die Hände des armen Knaben wurden buchstäblich geröstet. Aber kein Klageton entschlüpfte seinem Munde.

Toto Gicquel wandte sich erschrocken ab. — Während die Douaniers aufsprangen, fiel ein zweiter Schuß auf der Haide und der Hund Randonneau fing an zu heulen.

Sulpice sprang nun ebenfalls auf, ergriff einen Feuerbrand und schwenkte ihn wie eine Waffe. Seine Handgelenke waren schwarz und blutig, aber er war seiner Fesseln ledig. Er stürzte sich mitten unter die Douaniers, die ihm auswichen, schwang sich mit einem Schwunge aus dem Fenster und verschwand.

Randonneau, der seinen Riemen zerrissen hatte, sprang nach und man hörte ihn draußen bellen, wie einen Jagdhund, der die Fährte eines Wildes gefunden hat.

XV.

Der zweite Schuß.

Sulpice eilte pfeilschnell über den Weg, und war mit einem Sprunge oben auf der Böschung. Randonneau sprang vergnügt und geschäftig vor ihm her. Die Zollwächter im Hirtenhäuschen sahen einander verblüfft an; der Corporal Gandeau machte die trübseligste Miene von der Welt. Ach! in derselben Stunde schrieb der Unterlieutenant Rouair die schönste Stelle seines Berichts, in welcher er sich gratulirte, den bewußten wichtigen Fang gemacht zu haben.

»Wir müssen ihm nach!« sagte Gandeau.

Die ganze Rotte nahm ihre Gewehre und eilte auf die Straße. Toto Gicquel blieb in der Hütte zurück. Der kleine Sulpice war durch die Entschlossenheit, mit der er sich seiner Fesseln entledigt hatte, in den Augen seiner getäuschten Hüter plötzlich zu einem gewaltigen Riesen geworden. Was lag jetzt an dem armen Monteur?

Die Zollwächter, den Corporal Gandeau an der Spitze, stiegen nun ebenfalls die Böschung hinan. Das Gebell des

Schäferhundes war noch in der Ferne zu hören. Gandeau und seine Leute nahmen die Richtung, in der sich das Gebell hören ließ. So kamen sie nahe an den untern Theil der Felsenküste, an die Stelle, welche den Namen Roche=Guyotte führt.

Hier war Sulpice den felsigen Abhang hinunter geeilt, nicht um ans Meer zu kommen, sondern um auf dem Strande fortzulaufen zu dem Hause des großen Rostan, das er um jeden Preis besuchen wollte.

Das Meer begann zu steigen; die Flut brach sich an den Klippen, deren dunkle Reihe gegen den weißen Sand des Strandes abstach. Es ging noch ein starker, aber regelmäßiger Wind, und der klare, tiefblaue Himmel war mit zahllosen Sternen besäet. Von dem Firmament verbreitete sich jener unsichere, trügerische Schimmer der hellen, aber mondlosen Nächte, der allen Gegenständen ein phantastisches Ansehen gibt.

Jeder Zollwächter sah den Flüchtling in einem Winkel des Strandes; keiner sah ihn an derselben Stelle. Jede schwarze, aus dem Sande hervorragende Klippe wurde für einen kleinen Hirten gehalten.

»Hier!« rief der Corporal Gandeau. »Wir wollen uns zerstreuen und ihn zu umzingeln suchen.«

»Dort unten!« entgegnete Etienne; »dreißig Schritte süd=südwest . . . Ihr werdet ihn sehen, wenn das Drehfeuer sich wieder hierher kehrt.«

»Es ist ein Felsen,« erwiederte Eustachius, die Achseln zuckend; »wer einen Stein für einen kleinen Menschen hält, hat gewiß das Pulver nicht erfunden . . . Dort seht nur links!«

»Nein,« sagte Moreau, — »rechts!«

»Nein, gerade aus!« schrie Georget dazwischen; »der Knirps steht gerade wie ein Kegel, und sein Hund bei ihm.«

An den Hund hatte man nicht gedacht. Gandeau, Etienne, Eustachius und Moreau mußten ihrem Cameraden Georget Recht geben. Das Drehfeuer kam indeß wieder zum Vorschein, und die aus dem Hirten und seinem Hunde bestehende Gruppe wurde von dem röthlichen Licht gestreift. Die Strandwächter erkannten eine kleine zweispitzige Klippe, an welche schon mehr als ein Fahrzeug gestoßen hatte und deren Oberfläche seit dem Anbeginn der Welt mit Seegras und Muscheln bedeckt war.

Sie sagten einstimmig: »Es ist doch sonderbar, wie die Nacht täuscht!«

Das Drehfeuer verschwand und alle Strandwächter erblickten wieder rechts und links, vorn und hinten den Hirten und seinen Hund.

»Horch!« sagte der Corporal Gandeau, der sein Ohr zur Erde neigte.

Der Hund des kleinen Sulpice war ohne Zweifel ein Bauchredner, denn jeder glaubte ihn eine Viertelstunde Wegs landeinwärts bellen zu hören. Zugleich trug der Seewind einen fernen, sonderbaren Gesang herüber.

»Ich würde einen kleinen Thaler für eine Minute Mondschein geben!« sagte der Corporal Gandeau ungeduldig.

So wünschte sich Ajar einen Sonnenstrahl, um dem Olymp Trotz bieten zu können.

»Gehen wir auf dem Strande fort,« meinte Etienne.

»Nein, wir müssen nach Tréguz hinauf,« sagte Eustachius; »das Hundegebell kam von dort her.«

Die Uebrigen schlugen verschiedene Wege vor; jeder hatte eine eigene Ansicht; keiner bemerkte die Barke, in welcher

unser Freund Roblot behaglich seine Pfeife rauchte und seine närrischen Lieder sang.

Alle Ungewißheit schwand, als der Leuchtthurm seine Strahlen wieder auf den Strand warf. Gandeau, Etienne, Eustachius u. s. w. bemerkten ganz deutlich eine Bewegung in den Klippen, welche die Gruppe von Roche-Guyotte bilden. Eine Täuschung war nicht mehr möglich; es war keine phantastische Gestalt mehr, die sich nur in der Einbildung der Grünröcke bewegte, sondern ein menschliches Wesen, das auf lebendigen Füßen, und zwar ziemlich leichtfüßig auf dem Steingerölle ging. Pierre Gandeau und seine Untergebenen dachten einstimmig, dieser Jemand könne unmöglich gute Absichten haben. Die Promenadezeit war längst vorüber, und eben so wenig geeignet schien die Stunde zum Fangen der Seekrebse.

Es war wieder ein wichtiger Fang in Aussicht. Zum ersten Male in seinem Leben sah Pierre Gandeau die Gelegenheit einen Bericht zu verfassen. Er konnte zufällig ein bischen schreiben; nur in der Rechtschreibung war er sehr schwach. Aber Voltaire sagt mit Recht: Wer seinem Vaterlande nützliche Dienste leistet, braucht weder Orthographie noch Ahnen.

Ein Bericht, unterzeichnet Pierre Gandeau! Ein Bericht mit gedruckter Ueberschrift, Ordnungsnummer und Bureaustempel! Ein ausführlicher, mit lebhaften Farben ausgeschmückter Bericht, in welchem die steigende, brausende Flut mit der ganzen phantastischen Nachtscene eine Rolle spielte . . .

»Hört, Kinder,« sagte der Corporal, sich in die Brust werfend, aber sehr freundlich, »habt Ihr ein Herz im Leibe?«

»Ja wohl,« antworteten die Strandhelden.

»Ich habe eine Idee,« fuhr Gandeau fort, »und zwar eine sehr geistreiche Idee. Der Spitzbub, der so eben unter

Roche-Guyotte verschwand, ist entweder allein, oder es sind ihrer Mehre. Ich meine damit, daß er Spießgesellen hat. Ist er allein, so greifen wir ihn auf, nehmen ihn mit und die Sache ist abgethan. Hat er Cameraden, so sind aller Wahrscheinlichkeit nach Waaren ausgeschifft worden. Wir wollen muthig, aber mit Vorsicht vorrücken; wir werfen uns auf den Bauch und kriechen vorwärts. Es kann uns nicht fehlen: wir bekommen Prisengelder, und noch dazu eine Belohnung für den Dienst, den wir dem Vaterlande erwiesen.«

Pierre Gandeau warf sich auf den Bauch und begann auf allen Vieren vorzurücken. Etienne, Eustachius, Moreau, Georget und die Uebrigen folgten seinem Beispiel. Die Herzen dieser Kerntruppe klopften fast hörbar. Es waren Familienväter darunter, die an ihre Kinder dachten. Alle waren indeß entschlossen, ihre Pflicht zu thun. Pierre Gandeau hatte weniger Verdienst als die Andern, weil das Bewußtseyn, Oberbefehlshaber zu seyn, das Gemüth erhebt. Welcher Krieger würde nicht doppelten Muth fühlen, wenn er sich plötzlich auf der höchsten Stufe sieht?

Gandeau kroch, aber mit stolzem Selbstgefühl. Er nahm seinen Weg über den kleinen Strand, der die hohe Felsenküste von der Brandung trennt. Von Zeit zu Zeit sah er sich um und sprach zu seinen Cameraden einige eindringliche Worte. Als die kleine Truppe die Felsen erreichte, kroch sie langsamer und vorsichtiger fort. Gandeau rieth seinen Grünröcken hauptsächlich mit der blanken Waffe zu kämpfen, möglichst viele Gefangene zu machen. Dies waren seine letzten Worte; denn von nun an war das tiefste Stillschweigen nothwendig.

Nach zwei bis drei Minuten gab Eustachius, der den linken Flügel der Rotte bildete, einen leisen, gedämpften Laut von sich. Etienne beantwortete diesen Ruf durch einen Fluch.

Die ganze Rotte hörte auf zu kriechen und richtete sich auf wie ein einziger Mann. Der Feind hatte sich demaskirt. Gandeau hatte eine der seinigen an Stärke ganz gleiche Schaar vor sich.

Diese einsame Felsengruppe war nun Zeuge eines Handgemenges, das ausführlich erzählt zu werden verdiente. Gandeau stürzte sich auf den feindlichen Anführer und zwischen den beiden Feldherren entspann sich ein verzweifelter Kampf. Die neidische Finsterniß verbarg sehr merkwürdige Waffenthaten. Etienne und Eustachius zeigten sich der Uniform, welche sie trugen, vollkommen würdig; Georget machte seinen Eltern Ehre; Moreau, ein blutjunger Mensch, war an Tapferkeit ein alter Krieger.

Das Ergebniß dieses Gefechtes darf nur mit großer Vorsicht angedeutet werden. Wir sind weit entfernt von dem Gedanken, unsere Waffen in einem lächerlichen Lichte darstellen zu wollen. Ueberdies ist ja die Absicht stets für die That genommen worden, der Angriff Don Quixote's auf die Windmühlen flößt denen, die durch skeptische Lectüre nicht durch und durch vordorben sind, ein Gefühl der Bewunderung ein. Die Darstellungsform, die uns hier am passendsten scheint, ist der historische Styl, die einfache, ernste, schmucklose Erzählung. Wir erwähnen daher ganz kurz, daß die Soldaten der feindlichen Heere nach dem Beispiel ihrer Führer tüchtig auf einander loskeilten, sich dann gegenseitig beim Kragen packten und einander nach dem Leuchtthurm schleppten. Sie zeigten dabei einen ganz gleichen Eifer.

Als sie auf die Höhe der Felsenküste kamen, erkannten sie sich bei dem ganz nahen Lichte des Drehfeuers. Die beiden Patrouillen der Strandwächter hatten sich gegenseitig angegriffen; Gandeau und sein Sergent hatten gegen einander

bramarbasirt. Es hatte tüchtige Püffe gesetzt, das sah man an den zerrissenen Uniformen und zerbläuten Gesichtern. Pierre Gaudeau vergoß einige Thränen; der Sergent, ein geborner Auvergnat, machte seinen Gefühlen durch einige derbe Flüche Luft. Man begab sich Arm in Arm und in wehmüthiger Stimmung auf den Wachtposten zurück; um den bösen Zungen keinen Stoff zu liefern, gab man sich das Versprechen, dieses Mißverständniß mit dem Mantel der Liebe zuzudecken und die Abfassung des ersehnten Berichtes wurde auf unbestimmte Zeit verschoben.

Der Fußpfad, wo Toto Gicquel die nächtliche Unterredung des großen Rostan und der Morgatte belauscht hatte, führte durch den Wald von Maurepar auf die Haide. Er begann zu Tréguz, berührte den Marktflecken Plouesnon und endete vor dem Städtchen Matignon. Es war die äußerste Grenze der Besitzungen der seligen Marquise; man rechnete eine gute Viertelstunde Weges von der Felsenküste bis zum Schlosse. An der Stelle, wo der Weg vom Strande in den Wald führt und in einer Lücke der Felsen durch einen Schlagbaum gesperrt ist, hatte einst Rostan von Maurepar mit einem Nachbar, dem Baron von Langourlas, der auf der Hetzjagd bis nach Fréhel gekommen war, einen heftigen Streit gehabt. Ein Kreuz bezeichnete die Stelle, wo Rostan den Langourlas zu Boden gestreckt hatte.

Hinter dem Schlagbaum beginnt ein Dickicht, das sich bis in eine nicht tiefe, aber steile Schlucht hinab erstreckt. Durch diese Schlucht führte der Weg, den man gehen mußte, um von dem untern Herrenhause nach Matignon zu gelan-

gen, und vereinigte sich mit dem von Tréguz zu dem Schlagbaum führenden Pfade.

Es war eine sehr wilde, einsame Waldgegend. Der von der Haide kommende Weg wand sich in vielen Krümmungen durch das Gebüsch. Die Zollwächter von Fréhel hatten hier den Schmugglern, die ihre Waaren bei Roche-Guyotte ausluden, oft aufgelauert. Auch diesen Abend hatte sich die Rotte des Sergenten hinter den Felsen versteckt, aber vergebens. Der Sergent war mit seinen Leuten schon längst wieder an den Strand hinunter gegangen.

Kurz vor Mitternacht ging ein Mann, von Rostan's Hause kommend, durch die Waldschlucht. Er schleppte sich langsam und schwerfällig fort und man würde den rüstigen Fußgänger Rostan schwerlich erkannt haben. Er ging mit gesenktem Kopf und trug seine Doppelflinte unter dem Arme.

Von Zeit zu Zeit stand er still und lauschte. Der große Rostan schauderte, wenn das dürre Eichenlaub vom Winde bewegt wurde.

Er stieg über den Schlagbaum, um den Weg nach der Haide zu nehmen. An dieser Stelle war's ganz finster, denn das Drehfeuer des Leuchtthurms leuchtete nicht in die Schlucht.

Der große Rostan ging der Haide zu. Einige Secunden hörte man seine schweren Fußtritte, dann wurde plötzlich Alles still. Die Nacht war so finster, daß eine am Schlagbaum stehende Person nicht hätte sagen können, ob Rostan dem Strande zu ging oder sich ins Gras gesetzt hatte.

So verstrich eine Viertelstunde. Unten in der Schlucht, auf dem Wege, den Rostan gegangen war, gingen zwei dunkle Gestalten: ein Mann, der in seinen Kleidern beengt zu seyn schien und sich mit Mühe fortschleppte, und ein schlankes, leichtfüßiges Frauenzimmer.

»Ich weiß gewiß, daß er aus dem Fenster gestiegen ist,« sagte das Frauenzimmer.

»Es war ja Blut im Fenster!« erwiederte der Mann; »aber das sagt uns nicht, wo er sich versteckt hat ... Ueberdies ist Magdalena bei den beiden Kindern.«

Die Morgatte zuckte die Achseln.

»Magdalena, die beiden Kinder und der kleine Satan Sulpice,« setzte Jean Touril hinzu und stand still, um sein schweres Bündel auf die andere Schulter zu nehmen.

»Was habt Ihr in der Serviette, Onkel?« fragte die Morgatte.

Statt zu antworten, murrte der Quacksalber verdrießlich:

»Der Marquis ist nur flügellahm geschossen ... und der alte Sünder Sulpice ist so gesund wie ein Fisch im Wasser! ... Ach, Coquinette! wenn wir um siebenhunderttausend Francs Bärenfelle verkauft hätten!«

»Was?« fragte Asträa, ebenfalls still stehend.

»Du kennst die Fabeln des guten Lafontaine nicht,« erwiederte Jean Touril seufzend. »Es war einmal ein Jäger, der die Haut eines Bären im voraus verkauft hatte ...«

Die Morgatte stieß ihn an. Sie waren nur einige Schritte vom Schlagbaum. Jean Touril lauschte. Auf dem Wege von Matignon hörte man Hufschläge.

»Horch!« sagte Asträa.

»Wenn nur dein Rostan auf seinem Posten ist!« flüsterte der Quacksalber.

»Horch!« wiederholte Asträa in ängstlicher Spannung.

Jean Touril schwieg. Außer den langsamen und unregelmäßigen Hufschlägen hörte man von der Straße her noch

ein anderes Geräusch. — »Sulpice! Sulpice!« rief eine matte, klagende Stimme.

Es war wirklich der Patron Sulpice, der von dem Pfarrhause zu Plouesnon an den Strand zurückkehrte. Er hatte sich etwas verspätet; es war die Schuld des armen Bijou, der im Anfange der Reise sein Feuer und seine Kraft erschöpft hatte und nicht mehr konnte. Sulpice sann nach. Er mußte seinem jungen Herrn den Tod der Großmutter anzeigen. Die traurige Nachricht war allerdings nicht unerwartet, aber Sulpice war sehr betrübt, weil das Blut der Familie Maurepar ihm eben so theuer war, wie sein eigenes Herzblut.

Er hatte die ganze, aus siebenhunderttausend Francs bestehende Erbschaft des jungen Marquis bei sich. Der Pfarrer kannte ihn; er hatte ihm Alles anvertraut. Die selige alte Dame würde es auch gethan haben.

Sulpice dachte: Jetzt ist er reich; die Tochter des Grafen ist vor Gott sein Weib. Der alte Stamm wird sich noch einmal mit jungen Zweigen bedecken.

Zwei= bis dreihundert Schritte vor dem Schlagbaum hielt er an, um Bijou eine Weile ausruhen zu lassen und ruhig seinen Gedanken nachzuhängen. Der junge Marquis war gewiß nicht mehr in der Mövenhöhle. Roblot wartete bei Roche und Guyotte. Der kürzeste Weg führte über Tréguz.

Dorthin rief den Patron Sulpice auch die Stimme des Herzens. Der Knabe, der liebe Knabe war ja sein einziges Kind! — Der kleine Hirt konnte seine Hütte und seine Schafe wohl verlassen, denn der junge Marquis war ja reich und Victoria ging nun bald fort. Magdalena blieb freilich da, aber wer konnte wissen was sich zutragen würde? In Rostan's Hause stand eine traurige Veränderung bevor; Sulpice war darauf bedacht, wie er Magdalena, die ältere Toch=

ter seines seligen Herrn retten könnte. Das Uebrige war ihm ziemlich gleichgiltig.

Er würde es als die Verwirklichung eines schönen Traumes betrachtet haben, wenn Magdalena mit ihrer Schwester entflohen wäre: Victoria wäre dann glücklich, Magdalena könnte mit ihren beiden Kindern ruhig und zufrieden leben, und der kleine Sulpice würde sie bedienen.

Bijou grasete am Wege; nach einer Weile aber trieb ihn der Reiter an und das arme Thier hinkte schwermüthig weiter. In dem Augenblicke als die ungleichen, unsichern Hufschläge auf dem steinigen Wege wieder hörbar wurden, vernahm Sulpice leise Klagetöne.

Es war die Stimme, die aus dem Gebüsch kam. Jean Touril und die Morgatte, die sich herbeigeschlichen hatten, hörten das Aechzen nun deutlich. Die Stimme rief: »Sulpice! Sulpice!«

»Er pfeift aus dem letzten Loch!« flüsterte der Quacksalber.

»Wißt Ihr gewiß, daß er's ist?« fragte Asträa, die gegen ein unheimliches Gefühl zu kämpfen schien; »ich erkenne seine Stimme nicht.«

»Die Stimme ändert sich sehr, wenn der Tod auf der Zunge sitzt,« sagte der Quacksalber.

Die Hufschläge kamen näher. — »Sulpice! Freund Sulpice!« rief die Stimme, die lebhafter zu werden schien. »Kehre um! Auf der Haide lauert ein Mörder! . . .«

Asträa suchte im Dunkeln die Hand Touril's. — »Siehst Du ihn?« fragte sie.

»Ja, dort klettert er die Böschung hinauf.«

Anton hatte versucht sich bis zur Hecke hinauf zu schlep-

pen; aber seine zunehmende Schwäche fesselte ihn an die feuchte Erde.

»Du hast die Pistole, die ich Dir gegeben habe?« fragte die Morgatte.

Jean Touril nickte bejahend. — Die Morgatte, die wieder ihre Fassung gewonnen hatte, setzte mit fester Stimme hinzu: »Suche ihm dicht auf den Leib zu kommen und dann schieß'.«

Sie waren nicht mehr als zehn Klafter von dem Marquis Anton entfernt, aber sie standen hinter einem Busch, und der arme Verwundete konnte sie nicht hören, weil er mit unerhörter Anstrengung die Böschung zu ersteigen suchte, um hinüber sehen zu können.

Jean Touril begann nun, ohne sein Packet abzulegen, im Grase fortzukriechen. Unterwegs warf er die Pistole weg und zog ein schmutziges, ledernes Besteck aus der Tasche. Dieses Besteck enthielt unter andern vortrefflichen Instrumenten eines seiner großen Messer, mit denen die Quacksalber in der Niederbretagne den epileptischen und den hysterischen Weibern die Sehnen durchschneiden. Diese Radicalcur heilt nie, hat immer eine Lähmung zur Folge und wird folglich für unfehlbar gehalten.

Ein solches Messer stieß Jean Touril dem jungen Marquis in den Rücken.

»Ist Jemand da?« fragte Sulpice auf der andern Seite der Böschung; denn er ritt gerade in dem Augenblicke vorüber, als sein Herr den letzten Seufzer aushauchte.

Niemand antwortete. Der Patron Sulpice ritt weiter. — Die Morgatte nahm die Pistole auf. Jean Touril wischte sein Messer in dem dürren Laube ab.

»Kommt, Onkel,« sagte sie, »es ist gut, daß Ihr keinen Lärm gemacht habt.«

Als sie über den Schlagbaum stieg, hörte sie den Patron Sulpice, der seinen Gaul antrieb und sagte: »Fort, Bijou! wir sind am Ziele!«

Er sagte die Wahrheit. Ein Schuß fiel; Roß und Reiter sanken nieder. Der arme Bijou sollte nicht wieder aufstehen; er war am Ziel seiner irdischen Laufbahn. Sulpice hingegen sprang rasch auf; er war nicht getroffen. Die Kugel hatte nur das Pferd durchbohrt. Sulpice war muthig wie ein Löwe, und sein Leben war eine fast ununterbrochene Gefahr gewesen; er hatte das ganze Vermögen des Marquis von Maurepar bei sich. Er nahm die Pistole in die Hand und rüstete sich zu kämpfen und zu sterben. Der Schuß war von der Haide hergekommen, und auf dieser Seite erwartete er den Feind; aber die ersten Fußtritte hörte er in der Nähe des Schlagbaumes.

Zwei menschliche Gestalten tauchten in der Dunkelheit auf. Sulpice rüstete sich zur Abwehr dieses neuen Angriffs, aber plötzlich erhielt er einen starken Kolbenschlag auf den Kopf, dann einen andern, der ihm den rechten Arm zerschmetterte. Der große Rostan fiel über ihn her und suchte ihn zu ersticken. Aber seine Hand zitterte; wie würde er sonst auch auf fünfzehn Schritte seinen Mann gefehlt haben! Er war schwerfällig und täppisch wie ein Betrunkener. Der Patron Sulpice lag auf der Erde, er war betäubt und konnte den rechten Arm nicht brauchen, aber er wehrte sich muthig; hätte er den linken Arm, der die Pistole hielt, losmachen können, so wären die siebenhunderttausend Francs, trotz aller meuchlerischen Anschläge, nach England hinüber gewandert.

Asträa und Jean Touril kamen dazu. Jean hatte sein

großes Secirmesser in der Hand. Rostan und Sulpice rangen mit einander und wälzten sich auf der Erde. Rostan ächzte. Jean Touril bückte sich und suchte eine Stelle, wo er den Patron treffen könnte. Asträa war flinker, sie warf sich auf die Knie, legte den Lauf ihrer Pistole auf Rostan's Schulter und drückte ab. Die Kugel zerschmetterte den Kopf des Seemanns.

Rostan richtete sich auf und betastete seine mit Blut befleckte Wange. Jean Touril stürzte sich auf den Todten wie ein Schakal; Asträa stieß ihn mit ihrer schönen, starken Hand zurück.

»Ich mußte der Sache ein Ende machen,« sagte sie mit entsetzlicher Kälte; »ich habe die Schlacht gewonnen.«

Sie knöpfte rasch die Kleider des Seemanns auf. Die gefüllte Brieftasche versetzte sie in eine Art Raserei.

»Paris! Paris! Paris!« rief sie dreimal. »Ich habe mein Fegefeuer überstanden; ich ziehe ein ins Paradies!«

Jean Touril durchsuchte nun die Taschen des Leichnams und hielt Nachlese. — Rostan blieb stumm und regungslos.

Eine kleine Weile herrschte tiefe Stille in der wilden öden Waldgegend, nur das dumpfe, eintönige Brausen des Meeres war zu hören. Endlich bewegte sich das Gestrüpp, in welchem Rostan versteckt war.

»Die Strandwächter haben bei Roche-Guyotte und bei der Mövenhöhle geschossen,« sagte Asträa; »wir sind näher bei der Grotte, wir müssen die Todten dorthin schleppen.«

»Die Todten?« wiederholte Franz Rostan zerstreut.

»Dein Vetter Anton liegt dort im Gebüsch,« erwiederte Asträa; »Du hast diese Nacht keine sichere Hand.«

»Mein Vetter Anton!« wiederholte der große Rostan.

— Dann drückte er die beiden Hände auf die Brust und sagte leise: »Magdalena! Magdalena, mein Weib!«

Asträa rüttelte ihn aus seinen Träumen auf. »Jetzt ans Werk!« sagte sie gebieterisch.

Jean Touril und Rostan faßten den Leichnam des Seemanns bei den Füßen und zogen ihn nach der Küste hin. Asträa folgte ihnen.

Eine Gestalt schlich sich durch das Gebüsch bis zur Stelle, wo Bijou lag. Toto Gicquel betastete das arme Thier, das noch warm war, drückte ihm einen Kuß zwischen die Augen und weinte. Als Asträa mit ihren beiden Mitschuldigen zurückkam, verlor sich Toto im Gebüsch.

»Jetzt den Andern!« sagte die Morgatte, indem sie über den Schlagbaum stieg.

Der Leichnam des jungen Marquis wurde über die Haide geschleppt, wie zuvor der Leichnam seines treuen Dieners. Rechts vom Leuchtthurm war eine abschüssige Stelle, welche sich wie eine Terrasse ohne Geländer senkrecht über dem Strande erhob. Von hier wurden die beiden Leichen hinuntergeworfen und die Morgatte sagte:

»Die Grünröcke werden stolz seyn, wenn sie das sehen!«

»Geh' und hole drei Pferde aus dem Stalle,« setzte sie, sich an Jean Touril wendend, hinzu.

Als sie mit dem großen Rostan allein war, legte sie ihm beide Hände auf die Schultern und sagte langsam: »Ich habe meine Ausstattung und brauche Dich nicht mehr. Es steht Dir frei, mit mir zu gehen oder zu bleiben . . . Deine Frau ist tugendhaft, sie hat Dich nie betrogen.«

Ein tiefer, röchelnder Ton entwand sich der Brust des Krautjunkers.

»Die beiden Kinder sind dein,« setzte Asträa lächelnd hinzu. »Anton war gekommen, um Victoria zu sehen.«

Rostan machte eine Bewegung, um sie in seinen Armen zu erdrücken. Sie drückte ihm einen Kuß auf den Mund ... und der ländliche Don Juan war gebändigt.

Asträa machte sich tändelnd los, warf ihm ihre Schärpe wie einen Leitriemen über den Hals, und zog ihn mit sich fort.

Eine halbe Stunde nachher ritten Asträa, Jean Touril und der große Rostan auf der nach Dinan führenden Straße. Das Ziel ihrer Reise war Paris.

Auf der nun stillen, menschenleeren Haide schien ein Schäferhund eine aufgefundene Spur zu verfolgen, denn er lief rasch und steckte knurrend und bellend die Nase ins Gras. Hinter dem Hunde kam ein Knabe, von Schweiß triefend, keuchend, mit Thränen in den Augen. Der Hund fand das todte Pferd; der Knabe trat näher.

»O, heilige Jungfrau!« stammelte er, »nimm meinen Vater in deinen Schutz!«

Der Hund steckte die Nase wieder ins Gras und lief weiter; er war noch unruhiger und lief noch schneller als zuvor; er verfolgte offenbar eine neue Spur. Der Knabe eilte ihm nach. — Es war Sulpice, der Hirt von Tréguz, mit seinem treuen Randonneau. Sulpice kam aus Rostan's Hause, wo er die vier Zimmer offen und leer gefunden hatte, bis auf die Küche, wo die alte Renotte vor dem Feuerherde schlief.

In Magdalenens Zimmer hatte der kleine Sulpice sowohl auf dem Fußboden, als im Fenster Blutspuren bemerkt.

Die von Randonneau verfolgte Spur führte den Hund und seinen Herrn an die Stelle, wo die beiden Leichname

hinabgestürzt worden waren. Randonneau drehte sich um, schnüffelte und bellte. Sein Instinct nützte ihm nichts mehr.

Der kleine Sulpice schaute in die Tiefe hinunter. Er bemerkte unten am Strande zwei Gegenstände, die in der Dunkelheit nicht recht erkennbar waren, aber Menschengestalt zu haben schienen; man konnte sie für zwei nebeneinander liegende Leichen halten. Das Meer hatte seinen höchsten Stand fast erreicht Die Wellen warfen die Leichen in die Höhe und legten sie dann wieder auf den Sand. Zwei oder drei Klafter vom Ufer wurde ein dritter Gegenstand, der einer weißgekleideten weiblichen Gestalt glich, von den Fluten geschaukelt.

Es war wie eine Vision. Das Drehfeuer verschwand: Sulpice bemerkte nichts mehr. Er eilte auf dem Fußpfade, wo wir der armen Victoria zum ersten Male begegneten, zum Strand hinunter. Er watete durch das Wasser, um an der Mövenhöhle vorbeizukommen, und erreichte bald die kleine Bucht, die vorhin von dem Lichte des Drehfeuers erhellt gewesen war. Es war wieder ganz finster geworden. Auf dem Strande lagen, von den Wellen dann und wann berührt, zwei männliche Leichen und eine weibliche.

Die letztere, deren durchnäßte Kleider sich an eine zarte, jugendliche Gestalt schmiegten, war von den Wogen auf eine der männlichen Leichen geworfen worden.

Sulpice kniete nieder; er vermochte kaum zu athmen. Er versuchte die Gesichter zu erkennen, aber vergebens. Das Licht des Drehfeuers kam wieder und beleuchtete immer näher und näher die Gegenstände. Das Feuer dreht sich in einer Minute. Sulpice wartete eine endlos lange Zeit. Sein Herz hörte auf zu schlagen, als das Licht über die Haare der weiblichen Gestalt streifte. — Der Lichtschimmer rückte fort; das

Gesicht Victoria's kam aus der Dunkelheit hervor . . . und wie blaß, wie entstellt!

Dann die blutigen Züge des jungen Marquis Anton von Maurepar, — dann das ruhige, noch im Tode ausdrucksvolle Antlitz des Patrons Sulpice.

»Vater! Vater!« rief der Hirt, sich auf den Leichnam werfend.

»Drei hatten sich gegen ihn verschworen,« sagte Toto Gicquel, der von dem Felsen herunter kam: »Jean Touril, Franz Rostan und die Morgatte!«

Ende des ersten Buches.

Zweites Buch.

Auf der Reise.

I.

Chiffon und Loriot.

An einem trüben, regnerischen Herbstabende wanderten Chiffon und Loriot sehr ermüdet auf der Landstraße. Der von Rennes nach Paris fahrende Postwagen begegnet unterwegs mehr als einmal solchen armen Reisenden, die ihre Heimat verlassen, ohne von Entfernungen einen deutlichen Begriff zu haben, und weinend die endlose Landstraße vor sich sehen. Der Postwagen fährt im scharfen Trabe vorüber und die armen Wanderer betrachten mit sehnsuchtsvollen Blicken die Glücklichen, deren Füße nicht bluten. Wenn der schwere Wagen ihren Blicken entschwindet, bleiben sie seufzend und muthlos stehen.

Chiffon war ein Landmädchen von sechszehn bis siebzehn Jahren. Loriot, ihr Freund, schien ein bischen jünger; die jungen Bursche wachsen nicht so schnell aus wie die Mädchen.

Chiffon und Loriot waren kläglich durchnäßt, aber sie gingen munter und flink fort. Ihre bloßen Füße wateten im Koth, während die mit heroischer Selbstverläugnung geschon=

ten Holzschuhe nebst dem übrigen Gepäck am Stocke hingen. Bei einer solchen Behandlung sind die Holzschuhe eine sehr dauerhafte Fußbekleidung. Die Schuhe der hübschen, muntern Chiffon würden einer kleinen Bretagnerin auf der Bühne gepaßt haben; der Regen gab ihnen die rosige, funkelnagelneue Farbe wieder.

Ach! der weißen leinenen Haube war der Regen nicht so günstig; der zuvor so sauber gefaltete Besatz hing jetzt durchweicht und triefend an den Wangen herab; das schwere Röckchen klebte an den Beinen fest; das Halstuch glich einem Stückchen Wachstaffet. Es ist unbegreiflich wie es Chiffon anfing, trotz allen diesen Verwüstungen, die ihr Anzug erlitten, noch hübsch zu seyn. Sie lachte mitten im Platzregen und schüttelte von Zeit zu Zeit ihr schalkhaftes Gesichtchen, das wie ein Weihwedel triefte; über die allzutiefen Pfützen hüpfte sie mit anmuthiger Leichtigkeit und fand noch die Kraft, ihrem Freunde Loriot, der große Lust zu weinen hatte, Muth zuzusprechen.

Loriot war schön wie die kleinen Bettler Murillo's. Sein volles, rothwangiges, naiv schüchternes Gesicht hätte eben so gut eine Spitzenhaube wie die blaue wollene Mütze tragen können. Seine großen blonden Locken wurden selbst in dem Platzregen nicht aufgelöst, seine dunkelbraunen, langgeschlitzten Augen waren mit kohlschwarzen Wimpern besetzt; auf den ersten Blick konnte man sie für jene mit dem Pinsel gemalte Linie halten, die dem Blick der arabischen Frauen einen so seelenvollen Ausdruck gibt. Sein kirschrother Mund beschämte die frischen Lippen seiner Begleiterin. Es gab nur einen Loriot; das wußte Chiffon recht gut, daher war er ihr auch so theuer.

Sie war brünett; ihr Wuchs war zart, anmuthig und

doch kräftig; ihre vom Platzregen gerötheten Hände und Füße wären für die Handschuhe und Stiefletten einer vornehmen Dame in der Vorstadt Saint-Germain nicht zu groß gewesen. — Warum sollte eine Bretagnerin nicht schön und anmuthig seyn? wächst doch in dem öden Heidelande die civilisirteste aller Blumen, die weiße und die rothe Camelie. Nichts von Allem was ihr lieb habt, ihr Bürger von Athen, wächst innerhalb euren Mauern. Paris liefert euch weder Austern, noch Poeten, noch Trüffeln; Paris erzeugt nur Staub, Flanelljacken, Spieluhren und Vaudevilles. Die prahlerischen Vaudevilles geben der Seinestadt das Monopol der schönen und kleinen Füße.

Chiffon hatte wunderhübsche Hände und den zartesten Fuß, den man sich denken kann, obschon sie Haidebesen und Körbe von Geisblatt feilbot. Sie hatte weder so große noch so langgeschlitzte Augen wie Loriot; aber welch ein Feuer glühte in den schwarzen Sternen! Loriot hatte sie einmal im Zorn gesehen; er erinnerte sich, daß ihm ein zuckender Blitz durch das Herz gefahren war. Einmal ist nicht zu viel; gemeiniglich lachte Chiffon, ihr Mund mit den Perlenzähnen schien nur zum Lachen gemacht zu seyn. Auf den Märkten gab man ihr gern Kupfergroschen für die Lieder, die sie so anmutig sang, und für die »Bourrée de Lamballe,« die sie zum Entzücken tanzte. Loriot sang und tanzte auch; außerdem konnte er »Radschlagen.«

Loriot war oft sehr betrübt, er hätte gern gut gelebt. Statt ihn zu verspotten, wozu sie gewiß das Recht hatte, tröstete sie ihn. Chiffon hatte also ein gutes Herz.

Chiffon und Loriot waren seit ihrer zartesten Kindheit mit einander aufgewachsen. In der Hütte des alten Strandwächters, den sie anfangs ihren Vater genannt, hatten sie

in Einer Wiege geschlummert. Der alte Douanier, ein Witwer, hatte sich wieder verheirathet; die neue Hausfrau wollte die beiden Kinder nicht behalten. Sie erfuhren nun, daß der alte Mann nicht ihr Vater, und daß sie nicht Geschwister waren. Man gab ihnen Brot in ihren Schnappsack, und sie gingen in die weite Welt.

Sie waren damals acht bis zehn Jahre. — Die Bretagne ist ein armes Land, aber man verhungert dort nicht, wie in Paris, der reichen Stadt. In der Bretagne findet der Dürftige immer zu essen. In den Bauernhäusern ist immer Platz am Feuerherde, und wer keine Wohnung hat, schläft recht gut in der Scheune auf dem warmen Stroh. Chiffon und Loriot weinten nur einen Tag. Schon in der ersten Nacht träumte Chiffon gar süß. Loriot träumte zwar nicht, aber er glaubte an die schönen Träume der kleinen Chiffon.

Um Almosen bittet man nur im äußersten Nothfall; man arbeitet schon mit zehn Jahren. Es gibt leichte Heugabeln und Rechen, die von Kindern ohne Mühe gehandhabt werden können; wir haben oft ganze Schaaren von Kindern gesehen, die lachend und singend das Heu wendeten. Die Kinder können das Unkraut ausjäten, die Garben binden, die Aepfel einsammeln. In den Winterabenden werden hölzerne Löffel geschnitzt und Strohhüte geflochten.

Chiffon hatte wohl Ursache, schön zu träumen: sie war ein Glückskind, sie hatte ihren Stern; Loriot ebenfalls. Die Sterne beider glänzten am Firmament der bretagnischen Astrologie. Es waren zwei Zwillingssterne, und wir kennen ihre Namen. Chiffon hatte den Glücksstern der Findelkinder von der großen Eiche zu Saint-Cast, Loriot den Glücksstern der Hirten von Tréguz.

Es waren die Nachfolger der Morgatte und des kleinen Sulpice. Chiffon war unter dem Bilde der heiligen Jungfrau, vor dem Schlagbaum des Friedhofs aufgenommen worden; Loriot hatte ein Jahr die Schafe in Tréguz gehütet. — Gemeiniglich, und wir haben im Anfange dieser Erzählung ein Beispiel davon gesehen, war das Gestirn der großen Eiche mit dem Glücksstern des Hirten von Tréguz im erbitterten Kampfe. Zum ersten Mal wandelten beide in Friede und Eintracht ihre Bahn am Firmamente. Es war ein großes Ereigniß; was braucht man mehr, um Stoff zu einem Epos zu haben?

Seit der schönen Chiffon war vermuthlich mehr als ein liebliches kleines Mädchen unter der großen Eiche zu Saint-Cast gefunden worden; seit dem muntern Loriot mochte wohl mehr als ein schmucker Bursch die Schafe zu Tréguz gehütet haben, aber das kümmert uns nicht mehr, wir beschränken uns auf die beiden Gestirne.

Es waren wohl sechs Jahre, daß Chiffon und Loriot die Umgegend des Cap Fréhel verlassen hatten. Sie hatten mit schwerem Herzen und Hand in Hand den Weg zur Stadt eingeschlagen. Seit dem hatten sie weder den Leuchtthurm, noch den Kirchthurm des Marktfleckens, noch die alten Wetterfahnen des Schlosses Maurepar wieder gesehen. Sie hatten von einem Tage zum andern in der festen Ueberzeugung gelebt, daß das Glück kommen werde. Das Glück war noch nicht gekommen, und doch hatten sie neben den wirklichen Arbeiten ihre Lieder und ihren Tanz. Was hatte ihnen also das Glück beschieden?

Eines Morgens fand Chiffon, daß das Glück sehr lange zögere. Loriot, den sie in Rath nahm, überlegte sich die Sache und war derselben Meinung. Der Markt zu Chantapie, der

doch sonst zu den besten in der Bretagne gehört, hatte nichts eingetragen. Man hatte unter einem offenen Schoppen geschlafen; man wußte nicht woher man einen Morgenimbiß nehmen sollte, und war folglich nicht bei guter Laune.

Chiffon sagte: »Die Bretagne ist ein Bettelland; in Paris macht man sein Glück.«

Wo sie das erfahren hatte? Wir wissen es nicht. Loriot war mit Chiffon von gleichem Alter, aber er war noch ein Knabe. Loriot wußte sich von Paris keinen deutlichen Begriff zu machen; es war für ihn nur der allerentfernteste Punkt der Erde, mehr konnte er sich nicht denken. — Er sah Chiffon besorgt an.

»Fürchtest Du Dich etwa, nach Paris zu gehen?« fragte sie, ihr Fäustchen ballend und mit kühnem Anstande in die Seite stemmend.

Loriot schlug die Augen nieder, er schämte sich seiner Verzagtheit und erwiderte zu seiner Entschuldigung:

»Ich weiß den Weg nicht.«

»Nun, ich will Dich führen, armer kleiner Loriot,« sagte Chiffon und streichelte ihm mit einer Gönnermiene die Wange.

Dies trug sich am Ende des Septembers 1852 zu. Seit den ersten Scenen unsers Dramas waren siebzehn Jahre verflossen. Chiffon und Loriot befanden sich seit vierzehn Tagen auf dem Wege nach Paris. Sie hatten kleine, ungleiche Tagereisen gemacht, je nachdem die Umstände mehr oder minder günstig, die Wanderlust größer oder geringer war. An

guten Tagen, wo sie von gefälligen Fuhrleuten aufgenommen wurden, legten sie wohl zehn Wegstunden zurück; andere Male, wenn sie nur mürrische Fuhrleute trafen, mußten sie sich auf kleinere Strecken beschränken. In vierzehn Tagen hatten die beiden jungen Abenteurer kaum siebzig bis achtzig Lieues gemacht.

Und Loriot war müde und muthlos . . . Die kleine Chiffon hingegen hatte den Teufel im Leibe. Sie schien gar nicht müde zu werden. Ihr Gang war leicht und hüpfend, wie bei der Abreise; sie ging, trotz Wind und Wetter, heiter und guter Dinge auf der unabsehbaren Landstraße fort.

»Gib mir die Hand, mein Loriot,« sagte sie, wenn er zurückblieb; »wir haben nur noch eine halbe Stunde zu gehen.«

Loriot blickte muthlos in die Ferne. »Das sagst Du schon seit zwei Stunden,« seufzte er; »wir gehen immer fort und ich sehe nicht einmal einen Kirchthurm.«

»Nur Geduld! In diesem Regen sieht man nichts. Der Kirchthurm muß hinter den Bäumen dort hervor kommen: man sagt ja, die Stadt liege mitten in einem Walde.«

»Und es wird Nacht,« erwiederte Loriot, dessen Ton immer trübseliger wurde; »wir müssen im Dunkeln durch den Wald gehen!«

Chiffon lachte laut. »Fürchtest Du etwa von Räubern ausgeplündert zu werden, mein Loriot?« fragte sie.

Loriot war keineswegs zum Scherzen aufgelegt. »Du brauchst mich nicht an unsere Armuth zu erinnern,« sagte er, die Stirn runzelnd. »In der Bretagne fanden wir wenigstens zu essen.«

»Sind wir denn unterwegs verhungert?« unterbrach ihn die unerschrockene Chiffon.

»Ach, wir sind schrecklich mager geworden!« sagte Loriot, ihren vollen Arm betastend.

Ein Bauer mit einem Mantel von Wachstuch und einem Cylinderhut ritt vorüber.

»Heda!« rief Chiffon, »wie weit ist's noch bis Maintenon?«

»Es ist so weit hin wie her,« antwortete der Flegel, ohne sich umzusehen. »Du kleines Affengesicht könntest mich wohl Monsieur nennen.«

Chiffon drohte ihm mit der Faust. — Loriot sagte: »Bei uns zu Lande ist man nicht so boshaft!«

Der Bauer trabte fort. Man sah seine blauen Strümpfe und seinen lang herabhangenden Stock unter dem wachstuchenen Mantel.

»Du wirst sehen,« sagte Chiffon, »wenn wir nur erst in Paris sind!«

»Was werde ich sehen?«

»Hast Du kein Vertrauen zu mir, Loriot?«

»Ja wohl,« erwiederte der Knabe; »aber Du weißt ja selbst noch nicht, was wir sehen werden!«

Chiffon lächelte schalkhaft und sagte, ihren Begleiter über die Achsel ansehend: »Es ist ja das Paradies der Frauen!«

»Ich bin keine Frau,« antwortete Loriot.

»Das ist wahr,« sagte Chiffon halb scherzend halb ernsthaft, »aber auch kein Mann.«

»Warum nicht?«

»Wenn Du ein Mann wärst, so würdest Du den Flegel, der mich ein Affengesicht nannte, gezüchtigt haben.«

Loriot wurde roth wie ein Seekrebs. Er ballte die Fäuste und machte Miene, dem Bauer nachzulaufen.

Chiffon hielt ihn zurück.

»Ja, Du bist ein Mann, mein Loriot,« lispelte sie, und ihr schalkhafter Blick wurde zärtlich; »in das Paradies der Frauen gehören auch Männer, man würde sich sonst zu sehr langweilen. Ich wenigstens möchte kein Paradies, wo Du nicht bist.«

Sie stand still und küßte ihn. Loriot ließ sich gar gern liebkosen; er vernahm überdies mit Vergnügen, daß die Männer im Paradiese der Frauen nicht fehlen durften.

»Sieh!« rief er, sich umsehend, »da kommt ein Regiment von Wagen!«

Der westliche Horizont war hell geworden. Die untergehende Sonne brach durch die Wolken hervor und verbreitete ein glänzendes Licht, das sich in den zahllosen, an den Bäumen hangenden Regentropfen spiegelte. Die Landstraße führte über eine Hochebene. In dem von der Sonne ausströmenden Feuermeer zeigten sich die dunkeln Umrisse von einem halben Dutzend Wagen, die in der That etwas Phantastisches, Geisterhaftes hatten. Die Hufe der Pferde schienen in flüssigem Feuer zu waten, und ihre sich raschbewegenden Beine schienen in dem schrägen, grellen Lichte eine ungeheure Länge zu haben.

Chiffon und Loriot standen still, um den Zug vorbeifahren zu sehen. — Der erste Wagen, der etwa fünfzig Schritte vor den übrigen fuhr, war die Diligence von Mans. Im Coupé sah man das stolze Gesicht eines reisenden Handlungsdieners neben einem Frauenzimmer von einem gewissen Alter und militärischer Haltung. Aus der Wagenthür des Innern lächelten einige hübsche schalkhafte Gesichtchen heraus. Von Mans kommen sie dutzendweise.

Die Rotonde war voll von anspruchlosen Leuten, unter denen sich ein lustiger, singender Seemann und ein wunderlich aussehender junger Mensch, der ungeachtet des Rüttelns emsig an einem Strumpfbande strickte, bemerklich machten. Der Seemann trug Ohrringe mit schönen kleinen Dolchen, die bis auf seinen blauen Hemdkragen herabhingen. Die übrigen Bewohner der Rotonde widmeten diesem Schmuck große Aufmerksamkeit.

Hinter der Diligence von Mans kam der Postwagen von Brest, der fest geschlossen war, um den Mangel an Passagieren zu verbergen. Dann folgte ein stattlicher, mit schönen Pferden bespannter Reisewagen. Fünfundzwanzig Schritte von unseren beiden kleinen Wanderern fuhr der Postwagen an der Diligence vorüber. Der Reisewagen folgte der Postkutsche, die er zusehends einholte. — Alle Passagiere steckten die Köpfe aus der Diligence. Die bescheidene Rotonde, das Innere mit den schelmischen lächelnden Gesichtern und den appetitlichen Cervelatwürsten, das Coupé, wo der Repräsentant des Hauses Potel und Gambard mit Madame de Saillour, der Witwe eines Majors vom Geniecorps, über Literatur, Philosophie und Musik sprach — kurz, Alles schaute.

»Die Hôtels sind nicht theurer als anderswo,« sagte der reisende Handlungsdiener; »man kann im Sommer eine Melone um einen Franc fünfundzwanzig Centimes kaufen.«

»Mit sieben- bis achttausend Francs Revenuen,« erwiederte Madame de Saillour, »kann man ein Haus machen und die elegante Welt frequentiren.«

»Allerdings . . . obgleich man mit zwanzigtausend Livres Renten besser lebt.«

»Wenn Sie es so nehmen,« sagte die Dame, »lebt ein Millionär noch besser.«

»Je nachdem . . . man hat große Auslagen, wenn man Alles mitmachen will . . . Ich habe Millionäre gekannt, die in fast beständiger Geldklemme waren.«

»Ja, das ist wahr . . . wenn man Wagen und Pferde halten muß . . .«

»Ein Haus in der Stadt, eine Villa auf dem Lande.«

»Einen Intendanten, einen Haushofmeister . . .«

»Und große Diners . . .«

»Und Bälle . . .«

Derlei Gespräche haben für den Repräsentanten des Hauses Potel und Gambard einen ungemeinen Reiz. Madame de Sailloux findet ebenfalls großes Vergnügen daran. Man kann in dieser Weise Tage lang plaudern, ohne an dem socialen Gebäude zu rütteln oder die großen Staatsfragen zur Sprache zu bringen.

»In Paris thut man was man will,« sagte eine der aufgeputzten Zierpüppchen im Innern der Deligence; »kein Mensch weiß, ob ich Hühner à la Marengo oder um zwei Groschen Wurst esse.«

Die beiden andern Stumpfnäschen fragten, was ein Huhn à la Marengo sey. Dies bewies, daß von den Dreien nur eine Einzige die moralischen Studien von Paul de Kock gelesen hatte. Sie hieß Virginie. Romanenlecture hatte ihr junges Gemüth überspannt. Pauline und Georgette, ihre Freundinnen, konnten nicht lesen, aber sie tanzten und schmausten gern.

»In Paris um zwei Groschen Wurst essen!« sagte Pauline, die letzten Worte Virginiens beantwortend; »da könnten wir lieber zu Hause bleiben.«

»Es ist bekannt,« erwiederte Georgette, »daß es Speisehäuser zu neunzig Centimes gibt, wo man Suppe, zwei Fleischspeisen, Gemüse, Dessert, eine kleine Flasche Wein und Kaffeh mit Zucker bekommt.«

»Und Brot so viel man essen will,« setzte Pauline hinzu.

Virginie sah sie mitleidig an. »Deshalb geht Ihr also nach Paris!« sagte sie.

In der Rotonde sagte der Seemann mit docirendem Tone und wichtiger Miene: »Die Sache verhält sich folgendermaßen: Die Muselmänner im Orient und an den Stapelplätzen der Levante verehren einen Propheten, Namens Mahomet, von dem Sie gewiß schon gehört haben. Diese Leute dürfen mehre Frauen haben, das Gesetz erlaubt es ihnen; und wenn sie sich ihr Leben lang unterhalten und herrlich und in Freuden gelebt haben; wollen sie noch im Grabe Kurzweil treiben; sie denken sich das Paradies als einen ewig grünen, mit allen möglichen Blumen übersäeten Rasenplatz, und da sitzen sie und rauchen türkischen Tabak aus langen Pfeifen, die man Schibuk nennt, und überall wo man hinschaut, sind wunderschöne üppige Weiber, die man Houris nennt. Es ist weder zu kalt noch zu heiß, denn klares Wasser läuft aus Springbrunnen unaufhörlich in alabasterne Bassins mit Goldfischen, Schwänen und Sirenen . . . Nicht wahr, Toto?«

»Ja wohl, Vetter,« antwortete der arme Teufel, der so emsig an seinem Strumpfbande strickte.

Die ganze Gesellschaft in der Rotonde hörte aufmerksam zu. Der Matrose erzählte weiter:

»Es ist daher nicht zu verwundern, daß die Hauptstadt das Paradies der Frauen genannt wird, denn Seeleute und Fremde finden daselbst alle Annehmlichkeiten in Bezug auf

die Freuden der Liebe, und zu verschiedenen Preisen, so daß der Matrose wie der Commandant sein Vergnügen haben kann. Daher kommt's auch, daß man im Palais-Royal vor dem Café de la Rotonde Leute aus allen vier Welttheilen und sogar aus Polynesien findet ... Nicht wahr, Toto?«

»Ja wohl, Vetter.«

Der Matrose wollte weiter erzählen, aber er hielt plötzlich inne und riß Mund und Augen weit auf. Die Postkutsche fuhr eben vorüber. Der elegante Reisewagen, in welchem vier Personen saßen, folgte ihr.

»Sieh einmal, Toto!« rief der Seemann, indem er den Strumpfbandstricker tüchtig rüttelte.

Das Gesicht des Letztern drückte tiefes Erstaunen aus. Das angefangene Strumpfband fiel ihm aus der Hand.

»Sage mir geschwind, daß ich den Staar nicht habe!« sagte der Seemann sich die Augen reibend.

»Du hast den Staar nicht, Vetter,« erwiederte der fügsame Toto.

»Ist sie es wirklich?«

»Und ist er's?«

»Oho!« sagte in diesem Augenblicke der Repräsentant des Hauses Potel und Gambard; »sehen Sie, Madame, es war eben von Millionen die Rede ... dort ist der Trüffelkönig, der in sein Schloß Maintenon zurückkehrt.«

Madame de Saillour ließ schnell das Fenster hinab, um den Trüffelkönig besser zu sehen.

»Ist es der Mann, von dem man so sonderbare Dinge erzählt?« fragte sie.

»Ja, derselbe.«

»Der californische General?«

»Oder der mexicanische . . . Man weiß nicht genau wo er seine Schlachten gewonnen hat.«

»Kurz, der famöse Herzog von Rostan?«

»Ja wohl, der Papst der Trinker, der Czar des goldenen Palastes, der reichste Lebemann beider Welttheile . . . mit einem Worte: der Trüffelkönig!«

Die Majorswitwe warf einen neugierigen, lüsternen Blick auf einen dicken, aufgedunsenen Mann, der in einer Ecke des eleganten Wagens lag.

»Man sagt,« lispelte sie, die Augen niederschlagend, »der Herzog von Rostan führe ein sehr wüstes Leben.« — Dann setzte sie, aus ihrer Rolle fallend, als erfahrene Frau hinzu: »Man sieht's ihm wirklich an!«

Der Wagen fuhr an der Deligence vorüber. An der Seite der Straße, dicht am Graben standen Chiffon und Loriot still, um Platz zu machen. Loriot nahm seine wollene Mütze ab; Chiffon hielt die Fingerspitzen an den Mund und streckte die Hand nach dem Wagen aus.

Das Kutschenfenster that sich auf. Eine weiße, sehr fette Hand, an welcher ein großer Diamant funkelte, kam zum Vorschein. Ein großes Goldstück fiel zu den Füßen der kleinen Chiffon nieder; sie dankte und fing an zu lachen, denn sie meinte es sey ein neuer Kupfergroschen.

»Ist die Dame, die neben ihm sitzt, seine Gemalin?« fragte Madame de Saillour.

»Es ist seine schöne Cousine, die Marquise Asträa, eine sehr lebenslustige Dame, die viel Aufsehen macht.«

»So!« erwiederte die Witwe mit sonderbarer Betonung, »die Marquise heißt Asträa? . . . Und der große schöne Mann?«

»Ist der Gemal der Marquise.«

Madame de Saillour warf dem Gemal der Marquise ein militärisches Lächeln zu, das jedoch ohne Wirkung blieb. So prächtige, breite Schultern hatte sie seit Jahren nicht gesehen.

Monsieur Durand, der Repräsentant des Hauses Potel und Gambard, fuhr fort:

»Der Marquis von Rostan ist in der That ein sehr schöner Mann. Er mißt fünf Fuß sieben und einen halben Zoll in Strümpfen. Im Englischen ist er »pitcher lord«, im Französischen »lord cruche.« Nur der »Trüffelkönig,« der den Titel »Drinker der Erste« führt, ist ihm überlegen: er ist »Drinker der Zweite.«

»Ach, ich erinnere mich,« sagte die Majorswitwe; »ich habe vormals . . .«

Aber sie hielt inne und fragte: »Und die reizende junge Dame, die zwischen der Marquise Asträa und dem Herzog sitzt?«

Der reisende Handlungsdiener gab keine Antwort; er begann mit discretem Lächeln: »Haben Sie von dem Doctor Sulpice gehört?«

»O, he, ihr Kleinen!« rief in diesem Augenblicke die kräftige Stimme des Seemanns aus der Rotonde; »das Goldstück, das man Euch gegeben, gilt vierzig Francs . . . verkauft es nur nicht für zehn Sous!«

Chiffon und Loriot liefen dem Wagen nach. Sie blieben betroffen stehen.

»Vierzig Francs!« wiederholte Madame de Saillour; »er hat ihnen vierzig Francs zugeworfen!«

Der reisende Handlungsdiener hielt die Lorgnette vor die Augen. »Die Kleine ist sehr hübsch,« sagte er höhnisch lächelnd.

Vierzig Francs! einen solchen Reichthum vermochten

sich die beiden kleinen Wanderer kaum zu denken. Sobald Sie aber diesen Gedanken gefaßt hatten, wurden sie freudetrunken und tanzten und geberdeten sich wie närrisch. Der Weg zum wahren Paradiese ist mit Dornen und Gestrüppen bewachsen ... Welch ein Unterschied! Hier wurde das Sprichwort Lügen gestraft; man fand das Gold unter den Hufen der Pferde.

»Siehst Du wohl, daß ich Recht hatte!« sagte Chiffon ganz athemlos.

Loriot warf seine wollene Mütze in die Luft und schlug ein Rad, trotz dem Koth auf der Straße.

»Und wir sind erst auf der Reise!« setzte das überglückliche Mädchen hinzu. »Dies ist Alles noch nichts ... Du wirst sehen, wenn wir in Paris sind!«

II.

In der Diligence.

Chiffon und Loriot hatten den groben Bauer, der bequem auf seinem Klepper dahintrabte, beneidet; der Bauer hatte die in der Rotonde der Diligence sitzenden Leute mit neidischen Blicken betrachtet; die Rotonde befand sich im Vergleich mit dem Innern nicht behaglich genug, und das Innere hegte unchristliche Gesinnungen gegen das Coupé. Das im Grunde nicht beneidenswerthe Coupé der elenden Diligence hatte schele Blicke zu dem eleganten, modernen Eilwagen hinübergeworfen und wäre der Eilwagen nicht leer gewesen, so würde er gewiß die Augen geschlossen haben, um die aristokratische Kutsche nicht zu sehen. — »Vie, envie,«*) sagt das alte picardische Lied.

Der stattliche Wagen mit dem prächtigen Gespann war

*) Leben, Neid.

nicht allein. Zwei oder drei andere Kutschen folgten ihm. Der »Trüffelkönig,« wie Durand, der Repräsentant des Hauses Potel und Gambard, den Herzog von Rostan genannt hatte, fuhr selten ohne seinen Hof aus.

Monsieur Durand war keineswegs ein gewöhnlicher Commis-Voyageur. Er war der Freund des Baron Potel, Chef der Firma Potel und Gambard, die in Pariserartikeln Commissions- und Wechselgeschäfte »machte.« Durand war ein »Mann von Bildung,« er hatte in seinem Wesen etwas Ernstes, Würdevolles, sogar Imponirendes. Die Majorswitwe bedauerte ungemein, daß er sich gar keine Unschicklichkeit zu Schulden kommen ließ. Madame de Sailloux hatte vor Zeiten, als ihr Major noch Lieutenant war, auf Reisen höchst anziehende Abenteuer gehabt. Sie dachte mit Wohlgefallen daran zurück und wunderte sich, daß jetzt in den Coupés aller Diligencen der Anstand so streng beobachtet wurde.

Durand mochte fünfundvierzig Jahre alt seyn. Seine Kappe war schwarz und sein Hemd weiß. Er trug Handschuhe und rauchte ohne die Damen um Erlaubniß zu fragen. Seine goldene Uhrkette bestand aus gewundenen Schlangen, die durch emaillirte Eidechsen miteinander verbunden waren. Als Berlocken trug er an dieser hübsch gearbeiteten Kette eine Melone, die hohl war und eine Haarlocke des Baron Potel enthielt, eine kleine Champagnerflasche, als Unterscheidungszeichen der »Drinkerbrüderschaft,« und einen Zahn, den ein Schüler des berühmten Désirabode im October 1850 dem Neffen Abd-el-Kader's im Schlosse Amboise ausgezogen hatte.

Derlei Gegenstände bewahrt man als Merkwürdigkeiten auf, nachdem man sie um hohen Preis gekauft hat. Auf dem Zahne war das Datum eingravirt.

Durand war verheirathet. Seine Gattin war die Schwester des Herrn P. J. Gridaine, der den Beinamen »Tout-pour-les-dames« führte und zweiter Vicepräsident der »Drinkergesellschaft« war. In der hierarchischen Sprache dieser liebenswürdigen Genossenschaft hieß der zweite Vicepräsident »Drinker III.« Drinker IV. war der Baron Potel, Chef des Hauses Potel und Gambard. Durand stand also in sehr freundschaftlichen Beziehungen zu dem Generalstabe des »Drinking.«

Warum geben wohl unsere Lebemänner ihren Unterhaltungen englische Namen? Dies ist um so räthselhafter, da sich die wirklichen Engländer nie unterhalten. Der französische »Esprit« scheint alterschwach und lebensmüde geworden zu seyn. Unser schäumender Champagner und unser perlender Bordeaux haben einen Beigeschmack von »Porter« bekommen. Wir nehmen unsere Witze aus dem Repertoire des Drury-lane-Theaters, und unsere liebenswürdigen Stutzer haschen nach den Gurgellauten, die das brittische Lachen zu einer trübseligen Klage machen.

Unsere Jugend verliert die Munterkeit und Lebensfrische; der philisterhafte Ohrzipfel guckt unter dem Tituskopf unserer jungen Cavaliere hervor. Don Juan hat seinen Degen im Leihhause versetzt; er trägt die Feder, nemlich hinter dem Ohr, oder gar die Elle, aus der jetzt ein Meter geworden ist. Alles artet aus. Wir sind so herabgekommen, daß wir sogar unsere Thorheiten von den Engländern borgen!

Diese Gesellschaft der »drinkers« trägt ungemein viel dazu bei, Paris zum Paradiese der Frauen zu machen, und wir werden sehr ausführlich davon zu reden haben. Der »Trüffelkönig« ist ohne Widerrede eine der glänzendsten Er-

scheinungen unserer Zeit. Die orientalische Frage kümmert ihn nicht in mindesten. Lord Cruche, Gridaine (»Tout-pour-les-dames«), der Poet Sensitive, der Baron Potel und viele andere den Kellnern wohlbekannte »drinkers« sind wirkliche, historische Gestalten. Die weiblichen »drinkers« werden in unserer Erzählung ebenfalls eine ehrenvolle und ihrer würdige Stelle erhalten.

Durand bereiste die Provinzen für »Drinker III.« und »Drinker IV.« Für Drinker III., den Baron Potel, verkaufte er die Pariser Artikel; zugleich aber recognoscirte er das Terrain, um zu wissen, ob der Baron um einen civilen Preis wohl Sympathien unter den Wählern finden könne. Was Durand für Herrn P. J. Gridaine »machte,« ist nicht so leicht zu sagen. Die Industrie des Letztern war complicirt und berührte die zartesten socialen Saiten. Der brave Mann nahm seinen Wahlspruch: »Alles für und durch die Damen!« in vollem Ernst. Er war gewissermaßen der heilige Petrus des Pariser Paradieses, aber er war noch etwas Anderes. Seine Frau, Madame Gridaine de Saint-Roch (»Vertrauen und Verschwiegenheit«) war eine Heirathsvermittlerin und hatte fünfundzwanzig Jahre (wie in den Ankündigungen stand) mit Erfolg in diesem Fache gearbeitet.

Durand war der Auswanderung der drei Stumpfnäschen à la Roxelane, die im Innern der Diligence saßen, nicht ganz fremd. Virginie, Pauline und Georgette hatten alle die Adresse des Herrn P. J. Gridaine in der Tasche.

Die Postkutsche und der prächtige Reisewagen mit seinem Gefolge waren der Diligence längst vorausgeeilt. Der Tag neigte sich und es fing wieder an zu regnen. Die Diligence fuhr langsamer, weil sie sich vor den übrigen rascher fahrenden Kutschen nicht mehr zu schämen hatte.

»Papa,« sagte der Conducteur zu einem ältlichen Manne, der neben ihm als blinder Passagier auf dem Bock saß; »die dort scheinen reicher zu seyn als wir!«

»Ja, ja,« antwortete der blinde Passagier. »Leihen Sie mir eine Pfeife Tabak; es sind dann drei . . . In Paris gebe ich sie Ihnen wieder.«

Der gefällige Conducteur reichte ihm seinen Beutel von Seehundsfell. Der blinde Passagier steckte seine schwarzen Finger hinein. Als er seine Pfeife gestopft hatte, benutzte er einen Augenblick, wo der Conducteur sein Augenmerk auf die Pferde richtete, und ließ eine Handvoll Tabak in seine Tasche fallen. Es war schon ziemlich viel Tabak darin, weil ihm der Conducteur schon drei- bis viermal seinen Beutel geliehen hatte.

Der Conducteur behauptete in der That nicht zu viel, wenn er die Leute in dem eleganten Wagen für reicher hielt, als den Mann auf dem Bock der Diligence. Der Anzug des Letztern deutete keineswegs auf Reichthum. Er trug eine über die Ohren gezogene schwarzseidene Mütze, einen grauen Ueberrock mit fettigem Kragen, eine an vielen Stellen schadhafte Weste und an den Knien geflickte Beinkeider. Seine Schuhe hatten hölzerne Sohlen und waren mit schwarz gewichstem Bindfaden zugeschnürt. Von Zeit zu Zeit steckte er seine zitternden Hände in grüne gestrickte Fetzen, die einst die Handschuhe eines Fiakerkutschers gewesen waren.

Er war ein Mann von ziemlich kräftigem Aussehen. Seine grauen struppigen Haare standen über der höckerigen, erdfahlen Stirn gerade empor; die gern lächelnden Augen, deren gewöhnlicher Ausdruck gutmüthig und [illegible] war,

wurden von den buschigen Brauen fast ganz bedeckt. Die stark gekrümmte Nase, das hervorstehende Kinn und die tiefen Falten in den Mundwinkeln hingegen verriethen Schlauheit, Hartnäckigkeit und Ausdauer. Bei den alten Knausern in der Normandie, die von Wucher leben und an Sparsamkeit sterben, findet man solche Gesichter. Er schien ein starker Fünfziger zu seyn.

Während der Conducteur ebenfalls seine Pfeife stopfte, zog der blinde Passagier Stahl, Stein und Zunder aus der Tasche. Er schlug lange, ehe das zu kleine und mit dem Daumen bedeckte Stück Feuer fing. Als seine Pfeife brannte, zog er seine zerlumpten grünen Handschuhe wieder an und lehnte sich behaglich in seinen Winkel.

»Haben Sie Feuer?« fragte der Conducteur.

»Nein,« war die Antwort.

Der Conducteur sah ihn lächelnd an und strich ein Zündhölzchen auf dem Leder des Wagendaches.

»Herr Bistouri,« sagte er scherzend, »Sie sind wie die Ameisen.«

»Wie sind denn die Ameisen?«

»Sie leihen nicht gern,« erwiederte der Conducteur.

»Ich leihe recht gern, lieber Freund,« erwiederte Bistouri in demselben heitern Tone, aber er dachte dabei: »Auf Pfänder.«

»Ich habe Sie schon dreimal um Feuer gebeten,« sagte der Conducteur; »Sie antworten mir immer, daß Sie kein Feuer haben, und zünden doch immer Ihre Pfeife an.«

Bistouri klopft ihn auf die Schulter. »Schade, daß die Weinlese schon vorüber ist,« sagte er; »dieser Regen

würde die Weinpreise in die Höhe treiben . . . Wie heißt der Matrose, der mit den beiden kleinen Bettlern gesprochen hat?«

»Der Matrose in der Rotonde?«

»Ja . . . ich muß lachen, wenn ich die Einfaltspinsel mit ihren Ohrringen sehe . . . ich glaube nicht, daß es echtes Gold ist.«

Der Conducteur schlug sein Buch auf. — »Roblot,« erwiederte er.

»So! . . . Roblot heißt er?« sagte Bistouri, der auf einmal ganz ernsthaft wurde. »Da Sie einmal Ihr Buch aufgeschlagen haben, sagen Sie mir doch den Namen des Herrn im Coupé.«

»Durand,« las der Conducteur.

»Wirklich! Durand heißt er? . . . Wissen Sie das gewiß? . . . Doch der Name thut nichts zur Sache,« setzte der blinde Passagier schmunzelnd hinzu. »Im Innern sitzen drei hübsche Mädchen.«

»Haben Sie hinein geschaut?« sagte der Conducteur, indem er lachend sein Buch zuschlug.

»Sie gehen nach Paris, um zu sehen, ob es dort gebratene Lerchen regnet,« fuhr Bistouri fort. Die jungen Mädchen glauben, sie müßten sterben, wenn sie nicht nach Paris kommen . . . Einen Doppellouisdor aus dem Wagen zu werfen! wahrhaftig, das ist ein Unsinn.«

»Wenn der Herzog von Rostan so reich ist, wie man sagt . . .« begann der Conducteur.

»Rostan!« wiederholte Bistouri betroffen und nahm die Pfeife aus dem Munde. »Er heißt Rostan?«

»Kennen Sie den Namen?

Der blinde Passagier schwieg und sann nach.

*

»Mein Gott!« sagte Durand zu Madame de Sailloux: »Sie sind noch jung, und überdies haben die Frauen jedes Alters Antheil an den Freuden dieses Paradieses.«

»Ich lebe nur für mein Kind,« lispelte die Witwe, deren schillernder Blick mit dieser heldenmüthigen Antwort in Widerspruch stand.

»Ist es ein Fräulein?« fragte Durand.

»Nein, ein Knabe.«

»Das ist minder vortheilhaft . . . Ich meine damit, daß ein Mädchen sich enger an die Mutter anschließt . . . Wie alt ist Ihr Herr Sohn?«

»In den zwanzig . . . ich habe sehr jung geheirathet.«

»Diese Bemerkung wollte ich so eben machen, Madame . . . Es ist nicht zu verwundern, daß ich den »Trüffelkönig« sehr genau kenne, denn ich besuche die vornehmste Gesellschaft. In meiner Stellung komme ich oft mit dem Herzoge von Rostan, wie mit vielen andern Herzogen zusammen. Er hat ein beträchtliches Vermögen, das ist keinem Zweifel unterworfen. Ueber den Ursprung dieses Vermögens gehen verschiedene Gerüchte: Einige sagen, er habe in Sonora als Abenteurer gelebt; Andere, er sey Gastwirth in San Francisco gewesen; noch Andere, er habe in London eine große Theehandlung gehabt. Niemand weiß es genau.«

»Aber den Herzogstitel . . .«

»Hat er gekauft.«

»In Frankreich?«

»Nein . . . ich glaube in Belgien, oder sonst in einem Lande, wo ein Titel um einen billigen Preis zu haben ist . . .

Wenn Ihr Herr Sohn Bekanntschaften in der großen Welt machen will, so kann ich ihn in einige Salons einführen.«

»Ach, mein lieber Herr,« erwiederte die Majorswitwe, »ich würde Ihr Anerbieten mit Dank annehmen, wenn er ein gewöhnlicher junger Mensch wäre; aber er macht schon ohne fremde Beihilfe zu viele Bekanntschaften! Er ist Literat und schreibt für belletristische Journale.«

»Nicht möglich!« sagte Durand halblaut.

»Ich hätte gern gesehen, wenn er einen einträglicheren Beruf gewählt hätte, aber seine Erfolge machen mir große Freude.«

»Und mit Recht, Madame.«

»Erlauben Sie,« setzte die Witwe etwas zögernd hinzu, »daß ich auf den Herzog von Rostan zurückkomme . . . ich habe in der Bretagne eine Familie dieses Namens gekannt.«

Der Handlungsreisende sah sie verstohlen an. Er hatte schon seit einer halben Stunde gedacht: Dieses alte Gesicht glaube ich schon gesehen zu haben.

»Rostan von Maurepar,« fuhr Madame de Saillour fort.

»Die in dem Pfarrbezirke Plouesnon wohnten,« setzte Durand hinzu.

»Ich glaube mich nicht zu irren,« sagte die Witwe sehr zutraulich; »es muß schon lange her seyn, aber ich habe gewiß schon das Vergnügen gehabt, Sie irgendwo zu sehen.«

»Das ist wohl möglich, Madame,« erwiederte Durand, ohne aus seiner kalten Zurückhaltung heraus zu treten.

Der Wagen hielt an der Poststation Maintenon, eine Viertelstunde von der Eisenbahn. Der Commis-Voyageur reichte seiner Reisegefährtin die Hand, um ihr vom Wagen zu helfen. Als sie eben ihr Coupé verlassen hatten, stieg der

alte Mann mit großer Vorsicht und sorgfältiger Schonung seiner Kleider von dem Dach der Diligence herunter.

»Siehe da!« sagte er, die Beiden abwechselnd ansehend. »Das sind ja alte Bekannte! . . . Bonjour, Lapierre! wie geht's?«

»Lapierre!« sagte Madame de Sailloux erstaunt einen Schritt zurücktretend.

»Ihr Diener, Madame Rio!« sagte der Alte zu ihr. »Wie steht das Befinden?«

Die Majorswitwe vom Geniecorps und der Repräsentant des Hauses Potel und Gambard sahen einander erstaunt, aber ohne zu lachen, an. Durand hielt seine Lorgnette vor die Augen und betrachtete den Unverschämten, der ihn schlechtweg Lapierre nannte. Der Alte lächelte höhnisch; seine kleinen Augen blinzelten unter den buschigen Brauen.

»Wie sich das trifft!« sagte er, seinen Ueberrock abstaubend. »Den Bratenwender Nieul habe ich schon wiedergefunden; er ist in Brest, wo er wegen eines Einbruchdiebstahls zehn Jahre die Kugel schleppen muß . . . Loupin hat in Châtillon ein Wirthshaus . . . der Stiefelputzer Loiseau ist Affe im Hippodrome . . . Sie erinnern sich der Köchin Louison Clanchel? Sie hat den Wilden im Café des Aveugles geheirathet . . . Und Susette, die Cancalesin? Sie war Ihre Flamme, Monsieur Lapierre, wenn ich nicht irre. Susette ist an der Barriere Rochefort etablirt und scheert Hunde; sie trägt einen Hut und verdient so viel wie ein Mitglied der gesetzgebenden Versammlung . . . Der kleine Küchenjunge, der Ihnen seine Bildung verdankt, Madame Rio, ist Gendarme geworden; es würde Ihnen gewiß Freude machen, ihn wieder zu sehen.«

»Kennen Sie diesen armen Mann, Madame?« fragte Durand mit stolzer Miene.

»Nein, ich kenne ihn nicht,« erwiederte die Majorswitwe mit Verachtung.

»Nun denn,« sagte der Alte, dessen Lächeln immer spöttischer wurde, »so gebt dem armen Belisar einen Obolus! Ich halte zwar kein Kind in den Armen und bin nicht blind, aber ich nehme doch ein kleines Geschenk an. Ihr wißt ja, meine alten Freunde, man lebt wie man kann; ich habe Vettern bei der Polizei.«

Durand und Madame de Sailloux zogen zugleich ihre Börsen.

»Einem Narren kann man wohl ein Almosen geben,« sagte Durand verdrießlich.

Und die Majorswitwe setzte hinzu: »Die Mildthätigkeit ist ein süßer Genuß . . .«

»Wenn man Spieße hat,« unterbrach sie der blinde Passagier, indem er die beiden Gaben hastig einsteckte.

Er machte eine rasche Wendung und zeigte den geflickten Rücken seines grauen Ueberrockes.

»Es ist der alte Schurke Jean Touril,« sagte der Handlungsreisende zu der Witwe.

»Er scheint kein Geld gemacht zu haben,« antwortete diese.

Das Innere der Diligence und die Rotonde hatten es gemacht wie das Coupé. Alle Reisenden wateten im Koth. Der Regen hatte aufgehört. Georgette und Pauline verlangten Flaschenbier; Virginie, die durch ihre Lectüre Besseres kennen gelernt hatte, empfahl ihnen Spritzkuchen. Für sich bestellte sie Orgeade, die man ihr sogleich aus Mehl, Milch, Zucker und Orangeblüthewasser bereitete.

»Ich habe ein vierbändiges Werk gelesen,« sagte sie; »es führt den Titel: »Zeliska, oder die von ihrer Tante verlassene Waise;« es ist sehr interessant. Ein junger Mensch und ein blutjunges Mädchen wandern aus den catalesischen Bergen zu Fuß nach Paris . . . das junge Mädchen wird von einem vornehmen Herrn verführt . . .«

Georgette seufzte. — »Man sagt, es gebe fast keine vornehmen Herren mehr,« lispelte sie.

»Bah,« sagte Pauline, »man muß nur recht suchen . . . Und überdies werden die vornehmen Herren durch die Bourgeoisie vollkommen ersetzt.«

Virginie schlürfte ihren Mehltrank und erzählte weiter: »In einem Akazienwalde bringt Zeliska ein schwaches, hilfloses Wesen zur Welt. Der Eremit tauft es und die Schäfer blasen die Flöte an der Wiege . . . Der Räuberhauptmann entführt Zeliska, die in der Türkei als Sclavin verkauft wird . . .«

»Ein Glas Sect!« rief die markige Stimme des Seemanns aus der Rotonde.

»Das Flaschenbier ist gut,« sagte Georgette, die laut lachte, um dem Matrosen ihre zweiunddreißig weißen Zähne zu zeigen.

»Ich trinke lieber süßen Cider,« sagte Pauline; »was wirst Du zuerst verlangen, ein Kleid oder einen Shawl?«

»Ein blauseidenes Kleid und einen Ternaux-Shawl.«

»Ein junger Christ,« fuhr die sentimentale Virginie in ihrer Erzählung fort, »steigt mittelst einer Strickleiter in das Serail. Er stößt die schwarzen Eunuchen nieder und befreit Zeliska.«

»Nichts für ungut,« sagte der Matrose und legte die

Hand an seinen lackirten Hut. »Auf Ihre Gesundheit, meine schönen Fräulein und die ganze Gesellschaft!«

Georgette und Pauline wiesen wieder ihre Zähne ... vierundsechzig Elfenbeinzähne, in Batterien aufgepflanzt, die gerade auf die Augen des Seemanns gerichtet waren! — Virginie nahm eine malerische Haltung an und rührte mit dem zinnernen Löffel in ihrem weißlichen Trank.

»Die Mädchen sind siebzehn bis achtzehn Jahre alt,« sagte die Majorswitwe zu dem Repräsentanten des Hauses Potel und Gambard, »und gehen nach Paris in ihr Verderben.«

»Nicht wahr, sie sind hübsch?« fragte Durand. »Eine wenigstens wird gute Geschäfte machen ... Kommen Sie wieder herauf, um ungestört zu plaudern.«

Der Matrose hatte sein Glas bis auf die Nagelprobe geleert. Toto sah Virginie mit seinen großen wehmüthigen Augen an.

»Noch einmal eingeschenkt!« sagte der Matrose, sein Glas hinhaltend.

»Trinken wir heute nicht ein Tröpfchen mit einander, Vetter Roblot?« sagte hinter ihm eine einschmeichelnde Stimme.

Der Seemann sah sich schnell um und erblickte den alten Mann vom Dach der Deligence, der lächelnd die Flasche betrachtete.

»Jean Touril!« rief der arme Toto zitternd.

»Siehe da!« sagte der Alte; »Dich, mein Sohn, hatte ich nicht erkannt ... Es sind jetzt siebzehn Jahre, daß Du mir einen Sechslivresthaler für den letzten Monat und den Preis meines Pferdes Bijou schuldig bist.«

»Papa Bistouri,« erwiederte Roblot, »in siebzehn Jahren wollen wir wieder davon reden.«

Der Alte schnitt ein Gesicht.

»Nicht wahr, Toto?« setzte der Seemann hinzu und leerte sein zweites Glas auf einen Zug.

»Ja, Vetter,« erwiederte Toto zitternd.

Toto fürchtete sich noch vor seinem ehemaligen Herrn.

»Die Barke erwartete sie am Ufer,« fuhr Virginie in ihrer Erzählung fort. »Manfredi durchschneidet das Tau und die Barke gleitet über die bewegten Fluten. Während des Sturmes schwören sie sich ewige Liebe. Bei der Ankunft in Marseille entdeckt man, daß Zeliska eigentlich Amenaïde heißt und eine Tochter der Prinzessin . . .«

»Würdest Du einen solchen Mann lieben, Pauline?« fragte Georgette.

Sie meinte nemlich unsern Freund Roblot, den Seemann.

»Nun ja,« erwiederte Pauline, »wenn sich gerade kein Anderer fände.«

»Unter einem groben Gewande,« setzte Virginie hinzu, »schlagen oft die edelsten Herzen. Mein Gott, wie zerstreut bin ich!« sagte sie, sich plötzlich unterbrechend; »ich hatte vergessen Euch zu sagen, daß der junge Christ, der mittelst einer Strickleiter in das Serail stieg, um Zeliska zu befreien, eben der kleine Wanderer war, der die cantalesischen Berge zu Fuß verlassen hatte. Er hieß eigentlich nicht Manfredi, sondern Gaetano; seine Mutter, die Herzogin von Padua, hatte ihn in dem ausgetrockneten Bett eines Bergstroms zur Welt gebracht . . .«

»Steigen Sie ein, meine Herren und Damen!« rief der Conducteur.

In der Thür des Wirthshauses entstand ein Gedränge, denn alle Passagiere eilten hinaus. Zwei Reiter sprengten von beiden Seiten heran.

Georgette und Pauline, die rechts schauten, riefen: »Welch ein schöner Reiter!«

Virginie schaute links. Sie faltete die Hände und sagte: »Welch ein hübscher junger Mann!«

Die beiden Reiter hielten vor dem Wirthshause an. Der von der rechten Seite, das ist der von Paris kommende Reiter, hatte rabenschwarzes Haar und einen zierlich gedrehten Schnurbart. Er schien drei- bis vierundzwanzig Jahre alt zu seyn. Sein blasses abgespanntes Gesicht zeigte schon die Spuren seiner Erfolge. Der Andere kam von Nogent-le-Rotrou. Er war jünger; sein blondes Haar fiel in nassen Locken auf seine zarten, fast mädchenhaften Wangen.

»Schon wieder da!« sagte der schwarzlockige Stutzer, der erröthete und sehr verdrießlich aussah.

Der Blonde runzelte ebenfalls die Stirn und wurde ganz blaß. Sein rosiger Mund that sich auf und man hörte einen derben Fluch, der für diesen Mund nicht paßte.

III.

Die Erbenfabrik.

»Meine Herren und Damen,« wiederholte der Conducteur mit Ungeduld, »steigen Sie gefälligst ein!«

Der brünette und der blonde Reiter waren vor dem Wirthshause abgestiegen. Sie hielten ihre Pferde am Zügel und sprachen leise aber heftig mit einander.

Im Wagen waren nur Monsieur Durand de Lapierre und Madame Rio oder de Sailloux, wie man sie nennen will. Lapierre sagte:

»Sehen Sie den hübschen jungen Mann an.«

»Welchen? den brünetten oder den blonden?«

»Den blonden.«

»Ich kenne ihn nicht.«

»Ich verspreche Ihnen, daß Sie seine Bekanntschaft machen werden.«

»Ach!« seufzte Virginie, »wenn wir in der Zeit der Musketiere lebten, würden sie längst fechten.«

Georgette und Pauline hätten für ihr Leben gern gewußt, was der Blonde und der Brünette mit einander flüsterten. Sie waren mehr für den Brünetten eingenommen, weil er einen Schnurbart hatte, — und gleichwohl konnten sie nicht leugnen, daß der Blonde sehr hübsch war.

Alle Passagiere zögerten vor der Wirthshausthür, ehe sie sich in die betreffenden Abtheilungen der Diligence begaben. Vergebens stampfte der Conducteur im Straßenkoth mit dem

Fuße. Es ist gewiß, daß jede große Erfindung an irgend einer bestehenden Einrichtung gerüttelt hat. Die Buchdruckerkunst hat mehr als einen Thron erschüttert; das Schießpulver hat das Ritterthum über den Haufen geworfen; der Dampf hat die absolute Gewalt der Postconducteure untergraben. Die Diligence von Mans kündete ihrem Conducteur den Gehorsam auf.

Warum hätte sie auch diese alterschwache Tyrannei noch dulden sollen? Die Diligence war alt und wurde durch keine neue wieder ersetzt; vielleicht machte sie ihre letzte Reise.

»Hier wird's Püffe setzen, Toto«, sagte der Matrose; »ich kenne das, es wird sogleich losgehen.«

»Ja, Vetter,« erwiederte Toto, »komm in die Rotonde.«

»Wenn's vorbei ist,« sagte Roblot und setzte sich ganz ruhig auf einen Eckstein.

Die beiden jungen Leute wurden immer heftiger. Auf einmal sah sich der Schwarzlockige um.

»Parbleu!« sagte er, »wir führen hier von diesen Leuten eine Komödie auf.«

Der Blonde schien zu erwachen. Seine Augen funkelten vor Zorn, als er so viele neugierige Blicke auf sich gerichtet sah. Der Andere gab ihm einen Schlag auf die Schulter; sie sahen einander eine kleine Weile unschlüssig an, dann brachen sie in ein lautes Gelächter aus.

Zum größten Aerger des Matrosen, der eine tüchtige Rauferei erwartet hatte, drückten sich die beiden jungen Leute mit Wärme die Hand. Georgette, Pauline und Virginie waren sehr erfreut darüber. Toto gab weder Freude noch Aerger zu erkennen.

»Es sind wahrscheinlich zwei Brüder,« sagte Virginie, »die sich nach langer Trennung in verdrießlichen Verhältnis-

sen befinden, wie in einem höchstinteressanten Roman, den ich unlängst gelesen habe . . .«

»Sie sehen sich aber gar nicht ähnlich,« sagte Georgette.

»Der Roman heißt: »Die Erbin aus dem Hochgebirge.« Fabio ist der Sohn der Gitana, und Stephan verdankt das Leben der Lady Effie Walsingham, die dem Grafen eines Abends auf dem See begegnete. Der eine hat den brünetten Teint der Orientalen in den heißen Ländern, der Andere erfreut sich jener weißen, durchsichtigen Haut, an welcher man die Bewohner des Nordens erkennt . . .«

»Toto,« sagte der Seemann zu seinem Unzertrennlichen, »die Kleine da weiß eben so zierlich zu plappern wie ein Schiffslieutenant, den die polytechnische Schule geliefert hat.«

Toto sah Virginie an. Zur Strafe für diese Kühnheit schlug ihn der Matrose auf die Finger.

Die Passagiere stiegen wieder in die Diligence. Die beiden jungen Leute gingen Arm in Arm, ihre Pferde am Zügel führend, auf den Stall zu.

»Wenn ich zu spät komme,« murrte der Conducteur, »werden Sie die Strafe nicht bezahlen.«

Eben deshalb beeilte man sich nicht. Der alte Bistouri, ein erfahrener Mann, suchte seinem Freunde, dem Conducteur, dies begreiflich zu machen, als sie Beide wieder auf dem Dach der Arche saßen.

»So! Sie sind Madame Rio!« sagte Durand hinter der geschlossenen Thüre des Coupé.

»So! Sie sind Monsieur Lapierre!« erwiederte Madame de Saillour lächelnd.

»Ich sann hin und her . . .«

»Ich zerbrach mir den Kopf . . .«

»Bonjour, Madame Rio!«

»Bonjour, Monsieur Lapierre!«

Beide sanken einander lachend in die Arme. Seit jener Nacht, wo das betrunkene, tolle Gesinde von Maurepar zu Ehren der todten Marquise das höllische Libera gesungen, hatten sie einander nicht wiedergesehen.

»Der Name Saillour ist wirklich schön!« sagte der vormalige Kammerdiener.

»So hieß der Major,« sagte die Witwe, die Augen niederschlagend.

»Und Sie sind seine Frau?«

»Nur vor Gott . . . aber der Name Durand scheint mir etwas spießbürgerlich für einen Mann comme il faut, wie Sie sind.«

»Durand de Lapierre! klingt das nicht nobel?«

»Ja, Sie haben Recht: Durand de Lapierre klingt ziemlich nobel.«

»Geben Sie Acht!« sagte der Repräsentant des Hauses Potel und Gambard. »Dort rechts, am Ende der Allee steht das Schloß Maintenon, das der »Trüffelkönig« vor kurzem gekauft hat. Der vorige Besitzer des Schlosses war »Drinker V.,« Graf von Morges, der den Beinamen »Vizdom von Pomard« führte und einer der ersten Zecher der neuern Zeit ist. Der Trüffelkönig hat für das Schloß einen ungeheuern Preis bezahlt, wegen der Gräfin von Morges, deren Tochter er gewissermaßen adoptirt hat . . . Sehen Sie es an!«

Madame Rio lehnte sich zum Coupé hinaus und schaute in die Allee.

»Es ist großartig,« sagte sie.

»Der Trüffelkönig hat außer dieser Besitzung hunderttausend Livres Renten.«

Madame Rio erhob den Blick zum Himmel. »Wenn ich nur tausend Thaler oder auch nur hundert Louisdor Einkünfte hätte!« seufzte sie.

»Der Trüffelkönig,« fuhr Lapierre fort, »hat außerdem die vormaligen Besitzungen der Familie Rostan drüben bei uns gekauft.«

»Und Maurepar auch?«

»Ja, und das untere Herrnhaus, und Bosq ... kurz, Alles was die Rostans vormals besessen haben ... Man schätzt den jährlichen Ertrag auf fünfzigtausend Thaler.«

»Ach, Herr Gott!« sagte die Witwe; »es wundert mich nicht mehr, daß die Morgatte und der große Rostan in seiner Umgebung sind.«

»Außer der Morgatte und dem großen Rostan sind noch Andere da.«

»Und Sie haben wirklich Zutritt in dieser Gesellschaft?«

»Warum nicht?« fragte Durand de Lapierre etwas beleidigt.

»Sind Sie denn von Asträa und Rostan nicht erkannt worden?«

»Allerdings.«

Es folgte eine Pause. Madame Rio sagte leise und geheimnißvoll: »Wissen Sie jetzt genau was in der Nacht vom 6. März vorgegangen ist?«

»Nein ... Ich weiß aber daß der Trüffelkönig mit seinem halben Dutzend Millionen keinen Erben hat.«

»Ich verstehe Sie nicht ...«

»Ich weiß,« fuhr Lapierre fort, »daß die schöne junge

Dame, die Sie im Wagen bemerkt haben, Madame Sulpice heißt . . .«

Die Witwe sah ihn verwundert an.

»Weckt dieser Name gar keine Erinnerung in Ihnen?« fragte Lapierre.

»Nein.«

»Erinnern Sie sich nicht mehr an die kleine Irene?«

»Irene!« wiederholte Madame Rio; »die Tochter Magdalenens und des großen Rostan . . . Ja, ja, Magdalena war sehr schön . . . und ihre Schwester Victoria auch.«

Sie strich mit der Hand über die Stirn, als ob die Flut der Erinnerungen plötzlich ihren Kopf überschwemmt hätte.

»Es sind siebzehn Jahre her!« setzte sie hinzu.

»Es ist eine lange Zeit,« sagte Lapierre . . . »aber auf dem Gesicht der Morgatte sind diese siebzehn Jahre nicht zu sehen.«

»Der große Franz hat gealtert,« bemerkte die Witwe.

»Er hat versucht sich zu sträuben . . . Die Morgatte hat ihn leben lassen, sie hat immer eine gewisse Vorliebe für ihn gehabt.«

»Was ist aus Magdalena geworden?«

»Sie ist todt oder hält sich verborgen, denn ich habe sie nicht finden können.«

»Und Franz hat Asträa geheirathet?«

»Es gibt Leute, die es glauben.«

»Und Sie?«

»Ich?« sagte Lapierre, »wenn ich Alles wüßte was ich wissen will, würde ich nicht mit der Diligence, sondern mit Extrapost reisen. Aber nur Geduld, ich lege nicht alle meine

Eier in einen Korb . . . diese Dinge können über kurz oder lang viel Geld eintragen; ich spreche gern davon, um mein Gedächtniß aufzufrischen . . . Besinnen Sie sich, liebe Freundin. Erinnern Sie sich nicht mehr der Zeit, wo Sie Wäschebewahrerin zu Maurepar waren? Wir ahnten wohl, in welchen Umständen sich Victoria befand: wir dachten, außer dem Schäfer von Tréguz kommt Niemand in Rostan's Haus . . .«

»Und der kleine Sulpice war erst dreizehn Jahre alt,« setzte die Witwe lachend hinzu.

»Sie sehen wohl, daß Ihnen der arme Sulpice nicht fremd ist,« sagte Lapierre.

Die Witwe sah ihn erstaunt an. »Es ist wahr,« sagte sie, »die kleine Irene konnte nicht schlafen, wenn er sie nicht wiegte . . . Sie sagten, Irene heißt jetzt Madame Sulpice . . . Wie konnte der große Rostan seine Tochter . . .«

»Rostan hat dabei nichts zu thun,« fiel ihr Lapierre ins Wort. »Es sind also Zwei, denen die bewußte Geschichte vom 6. März 1835 bekannt ist: der Doctor Sulpice und seine Frau.«

»Wie!« sagte Madame Rio verwundert, »der kleine Schäfer ist Doctor geworden?«

»Ja, und er hat sich großen Ruf erworben . . . Außer dem Doctor und seiner Frau wissen natürlich der große Rostan und die Marquise um die Geschichte.«

»Sie hat wohl ihr Marquisat in einem Lande gekauft, wo derlei Dinge billig zu haben sind?«

»Nein,« antwortete Lapierre, »sie hat den Titel mit dem Namen ganz einfach gestohlen.«

»Das ist viel gewagt!«

»Aber es ist gelungen . . . Eine widerrechtliche Anmaßung ist überdies nach siebzehn Jahren dem guten Recht so

ähnlich wie ein Wassertropfen dem andern . . . Außer diesen vier Personen war in jener Nacht auf der Haide ein armer Teufel, der die reisenden Engländerinnen zum Leuchtthurm hinauf expedirte.«

»Toto Gicquel . . .«

»Er wird irgendwo gestorben seyn, sein Gesicht ist mir nicht mehr erinnerlich.«

»Mir auch nicht,« sagte Madame Rio. »Und der alte Jean Touril, der uns wie ein Gespenst erschienen ist?«

»Bah!« sagte Lapierre, »er sieht aus wie ein Bettler.«

»Trauen Sie ihm nicht! . . . er war ein schlauer Fuchs.«

»Es sind also Sechs, wenn Sie wollen . . . aber Jean Touril, der große Rostan und Toto sind eigentlich nicht mitzuzählen. Es bleiben also Drei . . . Asträa einerseits, Sulpice und sein Weibchen anderseits . . . Haben Sie viele Staatspapiere, Madame Rio?«

Die Majorswitwe schickte einen Blick zum Himmel empor. »Mein Leonard hat mir zu viel gekostet!« seufzte sie.

»So heißt also Ihr Kleiner? . . . Und Sie bezahlen seine Schulden?«

»Ja, wenn ich kann.«

Lapierre rückte ihr näher. »Ein kleines Geschäft wäre Ihnen also nicht unlieb?« fragte er.

»Ich gehe nach Paris, um Geschäfte zu machen.«

»Schlagen Sie ein, liebe Freundin. Ich kann Ihnen eine gute Gelegenheit bieten . . . Kann sich Ihr Leonard noch für einen siebzehnjährigen Jüngling ausgeben?«

Madame Rio schüttelte den Kopf; ihr Leonard war seit neun Jahren und eilf Monaten in den Zwanzig.«

»Nun, wir haben einen andern,« sagte Lapierre. »Für

wie alt halten Sie den kleinen Blondin, der vor dem Wirthshause vom Pferde stieg und sich mit dem schönen brünetten Reiter beinahe geschlagen hätte?«

»Ich habe hauptsächlich den letztern bemerkt . . . den brünetten Männern gebe ich den Vorzug. Der kleine Blondin scheint achtzehn bis neunzehn Jahre alt zu seyn.«

»Man könnte nöthigenfalls auf siebzehn hinunter gehen . . . Jetzt hören Sie mich aufmerksam an,« sagte Lapierre, einen ernsthaften Ton annehmend; »ich will Ihnen meinen Plan erklären.«

»Welchen Namen würdest Du wählen?« fragte Georgette in diesem Augenblicke ihre Freundin Pauline; »möchtest Du, daß er Alfred hieße?«

»Alfred ist ein hübscher Name,« antwortete Pauline, »der Blonde heißt vielleicht so . . .«

»Oder Adolph?«

»O! das klingt allerliebst . . . Edmund auch.«

»Der Brünette mit dem Schnurbart heißt gewiß Adolph,« sagte Georgette; »er sieht ganz so aus!«

»Der hübscheste Name ist Arthur!«

»Ja, für einen langen dürren Engländer mit Backenbart und Lorgnette.«

»Oder für einen kleinen zierlichen Lord in Nankinghosen, Tanzschuhen und weißen Strümpfen.«

»Und Julius?«

»Und Theodor?«

»Und wenn ich mir denke,« lispelte Georgette, »daß alle diese Namen in Paris sind, und mit strohgelben Handschuhen und goldenen Uhrketten auf den Straßen umhergehen! . . . man darf nur die Hand ausstrecken . . .«

»Um gefangen zu werden, Unglückliche!« fiel ihr Vir-

ginie ins Wort. »Die Männer sind Unholde, ohne Treue und Glauben, es mögen nun rabenschwarze oder blonde Locken ihre Stirn umwallen.«

»Bah!« sagte Pauline, »wenn man sich in Acht nimmt ...«

»Und überdies,« setzte Georgette mit schlauer Miene hinzu, »sieht man auf den ersten Blick, ob ein Mann Bildung hat.«

»Ich will Euch sagen,« fuhr Virginie fort, »woran die Unholde, die mit armen Mädchen ihren Scherz treiben, zu erkennen sind. Sie tragen den Hemdkragen umgeschlagen, und sehen blaß, oft sogar etwas gelb aus. Auf den Titelvignetten haben sie fast immer einwärts gebogene Knie. Sie bekommen frühzeitig Glatzköpfe, um ihre Lippen spielt häufig ein höhnisches Lächeln ...«

»Wißt Ihr wo die Chaumière ist?« fragte Georgette, das Signalement des Unholdes unterbrechend.

»In dem Stadtviertel der Studenten,« antwortete Virginie.

»Ach, die Studenten! die Studenten!« riefen die beiden nicht belesenen Mädchen einstimmig.

»Der Schwarzlockige muß ein Student seyn,« sagte Georgette mit Zuversicht.

»Der Blonde auch!« behauptete Pauline.

»Mein schöner Julius!«

»Mein liebenswürdiger Theodor!«

»Julius hat mich bemerkt.«

»Ich habe wohl gesehen, daß Theodor mich anlächelte.«

Virginie dachte: »Mich haben sie alle Beide bemerkt, mich haben sie angelächelt.« — »Wenn ich,« sagte sie, »dem jungen Unbekannten mit den schwarzen Locken einen Namen

zu geben hätte, so würde ich ihn Don Sancho nennen, wie in »Mercedes oder die Spitzenmantille.« Für den blonden Fremdling würde sich der Name Oscar am besten schicken. Der Geliebte Ethelindens in den »drei Schwedentöchtern« hieß Oscar und hatte goldblondes Haar.«

»Es freut mich doch, daß sie sich nicht geschlagen haben,« sagte Pauline.

»Mich auch,« erwiederte Georgette.

»Virginie dachte: »Ich habe nicht ein einziges Buch gelesen, in welchem zwei Liebende von gleicher Farbe vorkommen. Pauline, die brünett ist, schwärmt für den blonden Unbekannten; Georgette, die blond ist, fühlt sich zu dem schwarzlockigen Fremdling hingezogen . . . Es ist sonderbar! . . . mir gefallen sie alle Beide, weil ich kastanienbraunes Haar habe. Wer vermöchte wohl die Räthsel des Herzens zu lösen!« — »Und Ihr glaubt,« sagte sie, die letzten Worte ihrer Freundinnen beantwortend, »Ihr glaubt, daß die Sache so abgethan sey?«

»Warum nicht?« fragte Georgette; »sie haben sich ja die Hand gedrückt . . .«

»Wir haben sie ja Arm in Arm fortgehen sehen . . .«

Virginie zuckte die Achsel. »Es ist mir bange um Euch,« sagte sie, »daß Ihr mit eurer Unerfahrenheit in das gefährliche Paris geht. Ich muß Euch belehren. Die arbeitenden Classen, die Dienstleute, die gemeinen Soldaten und überhaupt alle Menschen, die keine Bildung haben, machen bei derlei Gelegenheiten Lärm und Aufsehen. Unter Cavalieren comme il faut ist ein Blick, ein Wink genug . . . Am Ende des »Anwalt aus Liebe« kommt eine ganz ähnliche Ehrensache vor. Der Sohn des Generals und Leo Kerner lieben die schöne Kettly. Es ist Abend am Ufer des Genfersees. Das

Gestirn der Nächte schwebt am Firmament zwischen den silberweißen Wolken. — »Monsieur! . . .« sagt der Sohn des Generals. — »Sprechen Sie nicht so laut,« unterbrach ihn der junge Leo mit der größten Ruhe, »man beobachtet uns.« In der That, Leo's Mutter, die mit Valentine und dem Präsidenten auf der Terrasse ist, verliert sie nicht aus den Augen. — »Sie haben Recht,« erwiedert der Sohn des Generals, »ich danke Ihnen für Ihre Bemerkung. Haben Sie die Güte mir die Hand zu geben, man wird dann glauben, wir wären gute Freunde . . .«

Georgette und Pauline sahen einander ängstlich an.

»Sie drückten einander die Hände,« fuhr Virginie fort, »gerade wie unsere beiden Unbekannten, und der Sohn des Generals setzte hinzu: »Morgen schlagen wir uns.« — »Auf Pistolen über das Schnupftuch!« setzte Leo hinzu. Sie gingen lächelnd und Arm in Arm auf die Terrasse.

»Und den andern Tag?« fragten die beiden unbelesenen Mädchen zugleich.

»Den andern Tag war der Himmel trübe. In der Ferne grollte der Donner. Der Zweikampf fand in einem Walde statt. Der Sohn des Generals trug sein Leben lang ein Glasauge, Leo ein hölzernes Bein . . . Kettly heirathete ihren Vetter Max, den Anwalt, der sich nie duellirte und sowohl zwei Augen als zwei Füße hatte.«

»Ist es möglich!« sagte Georgette.

»Alles dies sieht man in den Büchern?« fragte Pauline verwundert.

»Höre, Toto,« sagte unser Freund Roblot zu seinem Vetter, »Du mußt mir deine Ohren leihen, damit ich erfahre wie ich mich in der Hauptstadt zu benehmen habe. Du bist kein Schlaukopf, nicht wahr?«

»Nein, Vetter ...«

»Ruhe! ... wenn ich spreche, lasse ich mir nicht gern in die Rede fallen; man verliert den Faden und aus ist's ... Ich sagte also, Du bist kein Schlaukopf und kein Eisenfresser, sondern eine gute ehrliche Haut, die man gerben kann, ohne daß Du etwas davon merkst. Paris ist weit vom Meere und voll von Spitzbuben, die den Tauben auflauern, um sie als Fricassée oder sonst zu verspeisen. Deshalb mußt Du hübsch wachsam seyn und Dich überall umschauen, vorn und hinten, auf der Backbord- wie auf der Steuerbordseite. Wenn Du einen Augenblick einschläfst, so riskirst Du mit Mann und Maus unterzugehen. Du weißt ja, es ist gefährlicher auf dem Rasen auszugleiten als auf dem Eise ... Aber es gibt noch etwas Gefährlicheres, als der Rasen: die Windstille auf offener See mit halber Mundportion und der Seccatur, nicht zu wissen, wann man weiter kommen wird ... Es gibt noch etwas Schlimmeres als die Windstille: ein Sturm drüben am Cap, wenn man eine Schlafmütze als Capitän und einen Zierbengel zum Lieutenant hat ... Aber Rasen, Windstille und Sturm sind noch gar nichts im Vergleich mit Paris! Du findest dort aufgedonnerte Bajaderen mit Sammthüten und weißen Strümpfen ... die rauchen Cigaretten und manövriren mit dem Ellbogen, daß Unsereinem ganz närrisch zu Muthe wird ... Mach die Augen zu, Toto, und segle ab, ohne den Kopf rechts oder links zu wenden ... Hast Du Hunger?«

»Ja, Vetter,« antwortete Toto.

»Daß Dich das Donnerwetter!« rief Roblot erzürnt; »ich spreche ja nicht von jetzt! Ich meine Paris, wo Du an allen Ecken und Enden Fleisch und Würste hinter den Fenstern siehst ... Es gibt Orte, wo man für zwölf Sous essen

und trinken kann wie ein Prinz; an andern Orten zahlst Du hundert Sous, sechs Francs für einen schlechten Fraß ohne Senf, den ein Wilder nicht anrühren würde ... Hast Du Lust ins Theater zu gehen?«

»O ja, Vetter ...«

»Schwerenoth, unterbrich mich nicht und schaue auf dein Werkzeug! ... Mit den Theatern ist's eben so wie mit den Wirthshäusern: man kann für dreißig Centimes ein gutes haben und noch dazu oben sitzen, wo man zum Kronleuchter mit der Hand reichen kann und mit seinen Nachbarn, die ihre Liebsten mitbringen und Aepfel essen, geschwind Bekanntschaft macht, — und ich kann sagen, daß man dort manchmal gar hübsche kleine Damen findet ... Gehst Du hingegen auf's Gerathewohl wie ein Gimpel in ein Theater mit Säulen, mußt Du vier Francs zahlen und hast nichts dafür ... Da muß man die Säulen, Treppen und Lichter bezahlen ... man ißt nicht einmal Aepfel und Orangen und den ganzen lieben Abend gehen die großen Strolche auf den Bretern, wie auf Stelzen herum und fechten mit den Armen, reißen den Mund auf, daß man ein Brot hineinschieben könnte, und schreien: »Cara miha, ha, ha, ha, mi perdona, ah, ah, ah! Amor miho, oh, oh, oh! ...« Und dazu macht die Musik ron, ron, ron, daß einem Hören und Sehen vergeht! ... Und alle Damen, die frischen und die welken, halten sich Fächer vor das Gesicht, um dahinter zu gähnen und zu rufen: »Bravo! Brrrava! ... Und das ganze Theater riecht nach Kölnerwasser. Wenn man sich ausschnaubt, ruft man von allen Seiten: St — st! Wenn man niest, wird man zur Thüre hinausgeworfen! ... Spielst Du gern Karten?«

Toto, der durch Erfahrung klug geworden war, gab

keine Antwort. Sein Vetter, der ihm gegenüber saß, gab ihm einen derben Fußtritt und fuhr fort:

»Wir werden ausführlicher darüber reden. Bedenke, daß wir nicht für die Langeweile nach Paris gehen. Wir sind im Voraus bezahlt und die Arbeit muß gethan werden ... Jetzt mach ein Schläfchen, wenn Du willst.«

Toto legte sein Strickzeug geschwind zusammen. Einige Augenblicke nachher schnarchte er wie eine Kanone.

Auch Madame Rio und Durand de Lapierre kamen an den Schluß ihres Gesprächs.

»Aber,« sagte die Witwe, die trotz ihres Wunsches, ein Geschäft zu machen, noch zu wanken schien, »aber der Strandwächter?«

»Nicolaus Meruel?«

»Ja, Nicolaus Meruel.«

»Der ist todt und begraben.«

»Und seine Frau?«

»Schon vor ihm begraben.«

»Und Niemand weiß warum?«

»Kein Mensch in der Welt.«

Während sich die Witwe noch besann, setzte Lapierre hinzu: »Es ist nichts dabei zu wagen und der Erfolg ist sicher. Man wählt eines der drei Mädchen im Innern des Wagens ... gleichviel welches ...«

»Ob Sie wohl ihre Eltern kennen? ...« entgegnete Madame Rio.

Lapierre lachte laut. »Sie sind unter drei Dornenbüschen geboren,« sagte er.

»Und der junge Mensch?«

»Ist schon in unser Interesse gezogen. Sie haben sich selbst überzeugt, daß er für siebzehnjährig ausgegeben wer-

den kann ... Leiden machen alt; der fragliche junge Mensch muß Leiden etragen haben ... Fernand kennt seine Herkunft nicht, er könnte fast an die Wahrheit des Romans glauben und das ist viel werth!«

»Ja,« sagte die Witwe, »das ist viel werth ... Er heißt kurzweg Fernand?«

»Ja ... Und bedenken Sie,« sagte Lapierre mit Feuer, »wir treffen zwei Fliegen mit Einem Schlage: Sulpice und Asträa! ... Zwei Goldgruben auszubeuten ... Und wie schön sich Alles trifft! Sie waren im Schlosse; Sie konnten Alles sehen; man weiß nicht was seitdem aus Ihnen geworden ist. Sie konnten die Kinder unabläßig beobachten, ohne sie aus den Augen zu verlieren.«

»Allerdings,« sagte Madame Rio, die das Gewicht dieser Gründe einzusehen begann; »ich bin durch Mitleid getrieben worden ...«

»Das Ihnen alle Ehre macht,« setzte Lapierre lächelnd hinzu.

»Spotten Sie nicht,« erwiederte die Witwe; »der junge Mensch interessirt mich. Schlagen Sie ein, ich bin dabei!«

IV.

Das Wirthshaus „zum goldenen Löwen.“

Chiffon und ihr Freund Lorion kamen gegen sieben Uhr Abends vor dem Wirthshause zu Maintenon an. Ihr Aeußeres war in einem nicht sehr befriedigenden Zustande. Chiffon war dem eleganten Wagen zu nahe gekommen; sie war von oben bis unten mit Koth bespritzt und ihre Haube hing an beiden Wangen wie die Ohren eines Jagdhundes herab. Loriot sah aus wie ein aus Lehm geformtes, noch nicht getrocknetes Modell, zumal die Quaste seiner Mütze hatte ihre »fesche,« unternehmende Haltung ganz verloren. Solche Reisende waren gewiß nicht geeignet, eine Küchenbatterie spielen zu lassen.

Und doch war ein ganz neuer Geist in sie gefahren. Sie hüpften nicht mehr auf der kothigen Straße, sondern ihr Gang war fest, ernst, man möchte fast sagen stolz. — Wäre es möglich gewesen, sie mit Haut und Haar und Lumpen ohne Nachtheil für ihre Gesundheit in ein Waschfaß zu werfen, so würde man gewiß einen guten Erfolg erzielt haben. Inzwischen war trotz ihres traurigen Aufzugs nicht zu verkennen, daß sie seit einigen Stunden zum Selbstbewußtseyn gekommen waren. Loriot trug den Kopf höher, sah aber immer noch sehr naiv und gutmüthig aus. Chiffon blickte mit vornehmer, herausfordernder Miene in die Natur. Sie schien kaum noch die Erde zu berühren und der Horizont war nicht mehr weit

genug, um den Park des Luftschlosses, das in ihrer Phantasie entstand, zu begrenzen.

Chiffon hatte den Doppellouisdor, die vierzig Francs, in der Tasche. Sie hegte freilich noch leisen Zweifel: wie konnte ein so kleines Goldstück eine so fabelhafte Summe werth seyn? Für Chiffon — wir sagen es auf die Gefahr hin, die Pariser Wahrscheinlichkeit zu verletzen — für Chiffon waren vierzig Francs ein schwer zu hebender Sack mit achthundert alten, abgegriffenen, mit Grünspan überzogenen Fünfcentimenstücken. Das ehrliche Gesicht des Matrosen, der ihr aus der Rotonde zugerufen: Es gilt vierzig Francs, beruhigte sie einigermaßen.

In diesen vierzig Francs war für sie der ganze Himmel, sie öffneten ihr die Pforten des Paradieses! Was konnte man für vierzig Francs nicht haben: neue Schuhe und Kleider, frisches Brot, warme Milch, süßen Cider. — Das Goldstück war in ihrer Tasche; sie betastete es zwei- oder dreimal in der Minute, um sich zu überzeugen, daß es nicht davon geflogen: sie kannte ein Lied, in welchem es heißt, daß die Louisdor Flügel haben. Chiffon kannte die Louisdor nicht genau genug, um zu wissen, ob das Lied scherzte oder in vollem Ernste sprach.

Loriot stand vor der Thür des Wirthshauses still. Die Straße war menschenleer und stockfinster.

»Bekomme ich die Hälfte?« fragte er schüchtern.

»Nein,« antwortete Chiffon.

Der Knabe seufzte, aber er gab sich zufrieden. — Chiffon stand hinter ihm; sie schlang den Arm um seinen Hals und setzte hinzu: »Es gehört uns Beiden.«

»Wirklich,« sagte Loriot erfreut; »Du hast Recht, so ist's besser.«

Sie blieben eine kleine Weile unter dem Hausthor, wo sich eine Stunde vorher die Passagiere der Diligence gedrängt hatten. Es war Niemand mehr da. Im Hofe sah man die matt erleuchtete, räucherige Glasthür des Gastzimmers.

Jeder von uns beißt einmal im Leben in den Apfel der Erkenntniß. Wir Alle wissen aus Erfahrung wie sich unsere Mutter Eva schämte, als sie ihre Nacktheit sah. Sehr oft ist's die Liebe, die große Zauberin, zuweilen ist's das Geld; — seltener der plötzlich erwachende Verstand, der blitzschnell auftauchende Ehrgeiz, oder das gewaltsam sich Bahn brechende Kunstgefühl. Einen Augenblick bevor Correggio ausrief: Anch' io son pittore! schlummerte er auf dem weichen Polster seiner Unwissenheit, wie Eva in den Windeln ihrer himmlischen Unschuld, bevor sie den Apfel zum Munde führte. Die Stunde schlägt; es wird Licht.

Antonio Correggio und die Gemalin Adams konnten freilich nicht vor die Wirthshausthür zu Maintenon kommen, um unsere Behauptung zu bestätigen; aber es ist gewiß, daß Chiffon und Loriot unter dem Hausthor des »goldenen Löwen« in den Apfel der Erkenntniß bissen.

Die beiden kleinen Wanderer sahen sich bei dem trüben Licht der Hauslaterne an. Was doch ein ungetheilter Louisdor vermag! Chiffon sagte zu ihrem Begleiter:

»Mein Gott! wie siehst Du aus, Loriot!«

»Du solltest Dich selbst nur sehen,« antwortete Loriot lachend.

Chiffon erröthete vor Aerger und betrachtete sich von allen Seiten. »Sind meine Kleider wirklich so kothig wie die deinigen?« fragte sie.

»Ich finde, daß Du viel schlimmer aussiehst, als ich,« antwortete Loriot.

»Drehe Dich um . . . Du bist bis an die Mütze mit Koth bespritzt.«

»Drehe Dich auch um . . . Du bist bis über die Haube beschmutzt.«

Chiffon ließ muthlos die Arme sinken. »Was sollen wir anfangen?« sagte sie.

»Sind wir denn nie im Regen gewandert?«

»Ja wohl, aber . . .«

Chiffon sann nach, sie schlug die Augen nieder und wußte nicht was sie sagen sollte. — Der Louisdor war an Allem Schuld. Chiffon hatte natürlich zuerst in den Apfel gebissen. Loriot begann bereits am Korngehäuse zu kauen.

Während Chiffon in ihrer Trostlosigkeit das nasse, schmutzige Röckchen betrachtete, nahm Loriot seine wollene Mütze ab. Er hatte auf der Landstraße das Rad geschlagen, die Spuren seiner Finger waren an der Mütze zu sehen.

»Es ist wirklich wahr,« sagte er mit Ueberzeugung, »wir sind gar nicht sauber!«

»So muß man geputzt seyn,« setzte Chiffon hinzu, »um in Paris Glück zu machen?«

Sie seufzte. Loriot sagte: »Da ist ein Trog, wir könnten das Gröbste abwaschen.«

Chiffon lief auf den Trog zu. Im ersten Stocke des Wirthshauses that sich ein Fenster auf. Zwei elegante Gestalten wurden an dem schmutzigen Plafond sichtbar. Zwei junge Männer lachten und plauderten.

Chiffon hatte schon ihr hübsches Gesichtchen in dem frischen Wasser. Sie schämte sich und trat zurück. — Das machte der Louisdor.

»Wie dumm bist Du,« sagte Loriot, der bereits eine

Wäsche in größerem Maßstabe vornahm. »Dort oben ist's Tag, hier aber finstere Nacht, man kann Dich nicht sehen.«

»Wie das aussieht,« sagte Chiffon beschämt, »einen Trog, aus welchem die Pferde saufen, als Waschbecken zu nehmen!«

»Diesen Morgen,« entgegnete Loriot, »hast Du an einem Ententeiche Toilette gemacht.«

Das hatte seine Richtigkeit, aber bei der Morgentoilette war Chiffon noch nicht reich.

Man erzählt — und dies ist auch eine Adamsapfel-geschichte, — ein armer Recrut begann mit Behagen seine Suppe zu essen. Als er eben den zweiten Löffel voll zum Munde führte, erhielt er die Nachricht, daß er einen Terno in der Lotterie gewonnen. Der Recrut sah sich auf einmal im Besitz von fünfzigtausend Livres Renten. Er warf die Suppe, die er zuvor so köstlich gefunden, zum Fenster hinaus und ließ sich ein mit Trüffeln gefülltes Rebhuhn bringen, das er nicht essen konnte. Die Glücklichen werden wählig.

Chiffon wäre beinahe böse geworden, als von dem Ententeich gesprochen wurde. Sie wollte ein Waschbecken haben. Noch einen Schritt weiter, und die Badewanne wurde ein unabweisliches Bedürfniß.

Die beiden Stutzer sprachen halblaut am Fenster.

»Sie,« sagte der Blondin mit lispelnder, etwas spöttischer Stimme, »Sie heißen Monsieur de Galleran; ein recht nobel klingender Name. Sie haben acht- bis zehntausend Livres Renten verthan. Sie können von Landgütern reden, die Sie verkauft haben . . . Ich hingegen habe nur einen armseligen Taufnamen.«

»Sind Sie nicht irgendwo geboren, Freund Fernand?« fragte Galleran.

»Allerdings, ich glaube es wenigstens.«

»Wo sind Sie geboren?«

»Ich weiß es nicht.«

»Das ist sehr gut. Man kann wählen ... Ich halte es für sehr fatal, an gewissen Orten das Licht der Welt erblickt zu haben ... Fernand de Pezenas oder Fernand de Pontoise, das geht nicht ... aber das Postbuch ist voll von wunderschönen Namen. Hier in der Gegend haben wir Mereville, Monneville, Angerville, Thionville, Allainville, Orsonville, Boinville, Hauteville ...«

Fernand machte eine ungeduldige Bewegung.

»Sie finden das zu gemein?« fragte der Andere. »Origineller ist's freilich, auf dem Plan von Paris zu suchen. Die Straßen haben ebenfalls sehr wohlklingende Namen ... de Bailleul ... de Beaubourg ... du Bouloy ... Was sagen Sie zu Fernand du Bouloy? Das klingt so natürlich wie aus Einem Guß.«

»Sie haben Ihren Namen wohl im Kalender gefunden?« fragte der Blonde.

»Von mir ist nicht die Rede; ich bin ein Edelmann, das ist allgemein bekannt.«

»Wohl bekomm's ... Wenn ich einen Namen wählte, würde ich mich nach einem berühmten, steinreichen Herzog oder Prinzen nennen ... Es ist kalt; machen Sie das Fenster zu.«

Die Stimme des Blonden hatte bei aller Weichheit etwas Gebieterisches, Absprechendes. — Das Fenster wurde wieder geschlossen.

»Hast Du gehört, Loriot?« fragte Chiffon.

»Ja,« sagte der kleine Wanderer.

»Hast Du verstanden?«

»Nein . . . ich bin fertig . . . jetzt ist die Reihe an Dir.«

Chiffon war in Gedanken versunken.

Fernand und Galleran setzten sich einander gegenüber vor ein baufälliges Camin, in welchem ein großes Feuer loderte. Die Kerzen standen auf dem Camin und das Licht fiel gerade auf die Gesichter der beiden jungen Leute. Beide waren schön. Robert de Galleran hatte ein heiteres, lebhaftes, geistvolles Gesicht. — Fernand sah auf den ersten Anblick wirklich aus wie ein Knabe oder ein Mädchen; bei genauer Betrachtung aber entdeckte man in seinen blauen Augen einen festen, trotzigen Willen. Seine Stirn war glatt und heiter, wie die Stirn eines jungen Mädchens; aber zur Seite der Augenlider und in den Mundwinkeln waren schon Falten.

Der Plan Lapierre's war trotzdem nicht unausführbar. Paris ist ja voll von alten Jünglingen; dies sind die Pariser von Paris. Gott behüte uns, leichtsinnig von ihnen zu sprechen. Sie sind leichtfertig, aber sie haben stählerne Muskeln unter ihrer erdfahlen Haut; nur Schade, daß die Pariser Adler keine Flügel haben, um sich emporzuschwingen.

Fernand war von mittler Größe, elegant in seiner Haltung, lebhaft und unruhig in seinen Bewegungen. Seine schöne Hand, die er gern zeigte, zitterte, wenn er eine volle Flasche mit ausgestrecktem Arme hielt, um bei Tische Wein einzuschenken. Er war ein sehr guter Fechter, ein noch besserer Reiter; im Boxen war er Meister, seine zitternde Hand wurde fest, sobald sie eine Pistole hielt; sein an die Lorgnette gewöhntes Auge sah auf zweihundert Schritte sehr genau das Schwarze der Scheibe, das er mit der Kugelbüchse selten fehlte.

Ob Fernand ein Gymnasium besucht hatte, wissen wir

nicht, aber er wußte Alles was man in hohen Schulen lernt und noch viele andere Dinge. Er hatte in seinem so kurzen Leben schon Alles gethan, was Herzlosigkeit bekundet, — aber er war für die Liebe empfänglich und bei dem schönen Geschlecht beliebt.

Er war ehrgeizig und träg, zu gewissen Stunden löwenkühn, zu andern Zeiten feig. Morgens war er vielleicht in der Stimmung Berge aufzuheben und Abends hatte er nicht den Muth, einen kleinen Erdwall hinaufzusteigen.

Fernand hätte sein Alter nicht genau angeben können, er mochte zwanzig Jahre, vielleicht etwas mehr zählen. Er war ein Findelkind. In seinen frühesten Erinnerungen sah er sich in den Straßen von Paris umherirrend, oder im Gefängniß zwischen andern heimatlosen Kindern. Sein Glücksstern hatte ihn frühzeitig in das Haus einer mildthätigen Dame geführt. Seine Lehrerin war eine vormalige Schauspielerin, eine treuherzige, vorurtheilsfreie Person, die Gutes that, wo sich eine Gelegenheit dazu darbot. Sie ließ den kleinen Fernand waschen und neu kleiden, um ihn in ihr Vorzimmer zu setzen; sie fand den Knaben aber so hübsch und klug, daß sie es nicht über sich gewinnen konnte, ihn draußen zu lassen.

Mademoiselle Désirée Lenoir war noch ziemlich schön, wenn sie Abends Toilette gemacht hatte. In ihrem Salon versammelten sich noch einige Getreue. Fernand, der in ihren Neffen verwandelt wurde, befand sich gar nicht schlecht. Er lernte Schauspieler und Personen vom Stande kennen. Der Pariser Gamin ist ein wahres Chamäleon. In einem Monate war Fernand ein Gamin der eleganten Welt; er würde ganz umsonst, mit eben so viel Talent wie die geschulten Herren Komödie gespielt haben. — Aber Mademoiselle Lenoir starb,

und Madame Werther, die Witwe eines Wechselagenten, brauchte gerade einen Neffen. Fernand war bereits gut abgerichtet; sie nahm ihn.

In dieser neuen Stellung lernte er den Ton der Geldaristokraten, der sich von junkerhaftem Dünkel nur wenig unterscheidet. Er wurde fortgejagt, weil er sich einst in der Nacht ohne Licht verirrt hatte. Madame Werther hatte eine Tochter.

Fernand besaß Gewandtheit, ein angenehmes Aeußere und schöne Bekanntschaften, dazu einen vollständigen schwarzen Anzug, sechs weiße Cravaten und fast neue lackirte Stiefel. Er spielte den Grausamen gegen zwei Bürgerfrauen, die sich nach einem Neffen umsahen; dies gab ihm ein gewisses Ansehen. Die letzte wohlthätige Dame, welche Tantenstelle bei ihm vertrat, war eine Marquise in der aristokratischen Vorstadt. Fernand wurde ein kleiner Cavalier; man sah ihn einen ganzen Monat in einem eleganten Wagen, der von Pferden gezogen wurde, welche stolzer waren, als der Portier der Marquise. In den Mußestunden encanaillirte er sich in der Gegend von Notre-Dame-de-Lorette. Er hatte Geld. Die Pariser Zigeuner, die in der Umgebung der »Fontaine Saint-Georges« wimmeln, nahmen ihn mit Auszeichnung in ihre Reihen auf. Er machte nähere Bekanntschaft mit dem Grotesken in Literatur und Kunst, mit dem armseligen »Landsknecht,« mit der Punschbegeisterung, mit dem Elende, das Hand in Hand mit dem Luxus geht, mit der frech zur Schau getragenen Liebe, mit Weibern, die Caricaturen zu Gavarni's Album liefern. Das langweilte ihn, aber er sammelte Kenntnisse und Erfahrungen; sein glückliches Naturell wußte aus Allem Nutzen zu ziehen.

Es gibt überall Neffen; aber Paris wäre nicht das Pa-

radies der Frauen, wenn es hier nicht kleine Philosophen, die noch dazu hübscher sind als anderswo, in Hülle und Fülle gäbe. In der Provinz sind die discreten und gefühlvollen Witwen oft gezwungen, sich den Neffen über den Kopf wachsen zu lassen. Er bekommt einen Bart und bringt ihren Ruf in Gefahr; aber was ist zu thun? Es fehlt an hinlänglicher Auswahl. — In Paris nie. Sobald ein kleiner Philosoph die kleinste Spur vom Schnurbart bekommt, sobald sich seine Rosenwangen mit dem leichtesten Flaum bedecken, wird er ohne Gnade und Barmherzigkeit cassirt. Man hat nun die angenehme Mühe seinen Nachfolger zu wählen, und noch dazu den rührenden Genuß der letzten Unterredung mit Thränen, Seufzern, Lächeln, mütterlichen Liebkosungen und Segenswünschen.

Als sich bei Fernand die ersten Spuren eines Bartes zeigten, sah er selbst ein, daß er sich für einen Neffen nicht mehr eignete. In Verlegenheit kam er gerade nicht, die Zukunft erschien ihm in einem rosigen Lichte. Er fühlte sich keck wie ein Page. Nie hatte ein sichererer Fuß das schlüpfrige Pariser Pflaster betreten. Man braucht ja nicht gerade ein Neffe zu seyn, um bei den Pariserinnen eine Stellung einzunehmen; man muß nur warten, zumal wenn man sich in den Uebergangsjahren befindet.

Fernand sah sich nach allen Seiten um. Er kam auf den Gedanken, Vaudevillist zu werden, aber er hatte zu viel Geist. Der Militärstand hatte keinen Reiz für ihn, weil man die Muskete tragen muß, ehe man Oberst wird. Um als Advocat sein Glück zu machen oder in der Beamtenwelt empor zu steigen, muß man zuvor Rechtsstudien machen, und bei diesem Gedanken bekam Fernand eine Gänsehaut. An Handarbeiten fand er durchaus keinen Gefallen. — Er hätte ein berühmter Prediger mit langen Haaren und weitem fal=

tigen Chorrock werden mögen, aber das Lateinische und Griechische schreckte ihn ab. Im Jahre 1832 hätte er vielleicht eine Religion erfunden; 1848 würde ihm leicht der Titel eines Journals eingefallen seyn. Alles dies ist veraltet, sogar die Wohlthätigkeitslotterien sind aus der Mode gekommen. — Die staatsmännische Laufbahn würde ihm gute Aussichten eröffnet haben, und es fehlte ihm nicht an Lust, sich in Politik zu mengen, aber er glaubte, das Vaterland bedürfe seiner noch nicht. Von allen Dingen, die er nicht wußte, und von allen Kenntnissen, die er sich erworben, schien ihm das edle »Landsknecht« am wichtigsten. Er prüfte sich selbst und fühlte sich stark genug, die nöthigen Studien zu unternehmen. Kurzsichtige Menschen wähnen, Landsknecht sey leichter zu erlernen als die Chemie oder die mathematischen Wissenschaften. Wir wollen sie in ihrem Wahne lassen.

Beim Landsknecht lernte er Robert de Galleran kennen. Fernand verlor, Galleran gewann. Galleran war vier bis fünf Jahre älter; er war ein Mann, Fernand fast noch ein Knabe. Fernand fand, daß Galleran groß war, wie Cäsar am Tage nach der Schlacht von Pharsalus. Es gibt Sympathien. Fernand bewunderte Robert wegen seiner Haltung, seines Anstandes, seines modernen Fracks, seiner Cravate, seiner eigenthümlichen Art die Karten zu mischen; er bewunderte seinen schwarzen Schnurbart, seine Adlernase, seinen Marseiller Accent, seinen Witz und sein unverschämtes Glück.

Fernand ließ sich diesem Muster eines vollkommenen, vorurtheilsfreien Cavaliers vorstellen; er redete ihn mit ehrerbietiger Befangenheit an; in der Nähe fand er ihn noch vollkommener als in der Ferne.

Robert de Galleran machte mäßigen Aufwand. Er schien an einem ererbten Vermögen zu zehren. Niemand

konnte leugnen, daß er von Adel und aus gutem Hause sey. Er allein versicherte es: das war genug, denn Niemand wußte ja das Gegentheil. Er hatte seine Weltbildung, gefiel den Frauen, und die Glücksgöttin war ihm günstig.

Fernand war ein ganzes Jahr Schild- und Lanzenträger dieses edlen Ritters. Tiefe Menschenkenner haben gesagt: durch gehorchen lernt man befehlen. Fernand war in einer vortrefflichen Schule. Sein Freund und Lehrer Robert behandelte ihn wie einen Galeerensträfling.

Der Leser wird sich erinnern, wie einst der Quacksalber Jean Touril die Morgatte mit Prügeln regalirte, als sie noch bettelte, aber schon engelschön war. Jean Touril schlug seine Asträa, bis sich das Blatt wandte und Asträa ihn zu schlagen begann. Wer nicht geschlagen werden will, muß selbst schlagen, sey's im figürlichen oder im wirklichen Sinne. Das ist Grundsatz unter Leuten, die sich lieben.

Fernand war in gewissen Beziehungen eine männliche Morgatte. Er besaß nicht die Art von Kraft wie Asträa, aber er war mit derselben Zähigkeit des Willens, mit derselben rücksichtslosen Ehrsucht begabt. Ueberdies hatte er, wie sie, ein Herz unter seiner verderbten Hülle. Fernand war der Liebe fähig.

Solche aus Widersprüchen zusammengesetzte Naturen sind die gefährlichsten. Das Böse, wenn es unvermischt und ungeschminkt hervortritt, flößt Widerwillen und Abscheu ein, wie das unverhüllte Gift. Um zu tödten, muß das Arsenik in schmackhafter Kraftbrühe oder in edlem Traubensaft schmelzen.

Eines Tages als Galleran keinen Groschen mehr hatte, gab ihm Fernand Schild und Lanze zurück, damit er sie fortan selbst trage. Beide lebten nun auf dem Fuße gegenseitiger Gleichheit. Nach wenigen Tagen hatte Fernand schon etwas die Oberhand gewonnen. Unter Männern wird man nicht

handgreiflich. — Sie hatten sich zu gemeinschaftlichem Geschäftsbetriebe verbündet. Das »Landsknecht« genügte ihnen nicht mehr. Fernand, der seinen Gehorsamscursus beendet hatte, begann nun zu befehlen.

Als Galleran das Fenster zugemacht hatte, wurden Cigarren angezündet. In Paris macht man es jetzt wie bei den Indianern: wenn Rath gehalten werden soll, zündet man die Weisheitspfeife an.

»Sie sind ein gescheider Kopf, Robert,« sagte Fernand, eine Wolke vor sich hinblasend, »und ich bereue keineswegs, mit Ihnen gemeinsame Sache gemacht zu haben...«

»Um so besser für Sie,« unterbrach ihn Robert, »da Ihre Einlage in das Geschäft keineswegs bedeutend war.«

»Ich habe eingelegt was ich hatte, Sie auch. Meine Einlage vermehrt sich täglich, die Ihrige vermindert sich.«

»Weil die meinige in barem Geld bestand, nicht wahr?« fragte Galleran.

»Ja wohl.«

»Und Sie Ihr Genie eingelegt haben.«

»Genie, Talent, Fähigkeit, Instinct, an dem Worte liegt wenig. Ich bin kein eingebildeter Geck, lieber Robert. In dem Verhältnisse als sich Ihre Einlage vermindert und die meinige vermehrt, behandle ich Sie mit mehr Höflichkeit und Zuneigung. Wenn erst Alles auf meiner Seite ist, werde ich Sie nicht anders als mit dem Hut in der Hand anreden.«

»Um mir zu sagen,« setzte Galleran hinzu: »Ruy Blas, mach die Thür zu und öffne das Fenster.«

»Nein, lieber Robert,« verbesserte Fernand sanft und ernst, »um Dir zu sagen, Du bist nicht aufrichtig gegen mich, Du spielst falsch. Ich sage Dir im Voraus, wenn Du mich hintergehst, so bleiben wir keine Freunde!«

Seine klaren ruhigen Augen waren auf seinen Cameraden gerichtet, der die Stirn runzelte.

»Könnte ich Ihnen diesen Vorwurf nicht zurückschicken?« fragte Galleran mit erzwungener Fassung.

»Versuchen Sie es,« erwiederte Fernand, dessen Stimme fast einschmeichelnd wurde.

Robert kannte dieses Vorzeichen des Sturmes.

»Ich hatte versprochen, nach Nogent zu gehen,« erwiederte er mit einiger Verlegenheit, »das ist wahr . . .«

»Und jetzt sind Sie in Maintenon.«

»Aber Sie sind ebenfalls hier,« fuhr Galleran fort, »obschon Sie versprochen hatten, nach Paris zu kommen.«

Fernand schüttelte sorgfältig die weiße Asche seiner Cigarre ab; dann lehnte er sich in seinem alten Armsessel zurück und erwiederte langsam:

»Das Unrecht wäre auf beiden Seiten gleich, wenn nicht in jeder Geschäftsverbindung ein Herr wäre.«

»Auch in der unsrigen?«

»In der unsrigen ganz besonders.«

»Und wer ist der Herr?«

»Theuerster,« antwortete Fernand, der die Augen niederschlug und spöttisch lächelte, wie ein Frauenzimmer, »der Stärkere von Beiden ist der Herr. Urtheilen Sie selbst.«

V.

Der Küchenzettel.

»Klopfe an die Thür, mein Loriot,« sagte Chiffon; »wir können heute unser Abendbrot und Nachtlager bezahlen.«

Der gröbste Schmutz war abgewaschen und in dem steinernen Troge. Desto schlimmer für die durstigen Pferde.

Chiffon und ihr Loriot hatten ein sauberes Gesicht und rothe, aber reine Hände. Sie konnten sich ihren Freunden und Feinden zeigen.

Vor der Thür waren drei Stufen. Es war der Eingang zur Table d'hôte. Die beiden kleinen Wanderer hatten sich nicht getraut in die Hauptthür zu gehen.

Loriot hatte den Fuß auf der ersten Stufe, aber weiter wagte er sich nicht. — Um Zeit zu gewinnen, fragte er: »Sag einmal, Chiffon, gibt es wirklich goldene Löwen?«

Die Kleine stampfte ungeduldig mit dem Fuße. Loriot stieg die erste Stufe hinan.

»Aber wahr ist's doch,« murrte er stillstehend, »ein Löwe hat eine curiose Perrücke!«

»Du kleiner Narr fürchtest Dich,« sagte Chiffon höhnisch.

»Warum klopfst Du denn nicht an?«

»Weil Du ein großer Mensch bist, es ist Zeit, ein Mann zu werden.«

Loriot stieg auf die zweite Stufe, während Chiffon in verweisendem Tone hinzusetzte: »Es ist albern, sich zu fürchten, wenn man Geld in der Tasche hat . . . Ich bestelle und zahle, nicht wahr? . . . Die Kaufleute sind da, um zu verkaufen, die Gastwirthe, um Reisende zu beherbergen . . . und es wird ihnen Freude machen, zwei Gäste mehr ankommen zu sehen.«

Warum hätte Loriot nicht auf die dritte Stufe steigen sollen? Durch diese mahnenden Worte angeregt, krümmte er den Mittelfinger, um anzuklopfen. — Aber Chiffon besann sich eines Andern.

»Warte,« sagte sie; »mir fällt etwas ein . . . Klopft man denn an, wenn man in ein Wirthshaus gehen will?«

Loriot lachte. »Ich weiß nicht,« antwortete er, »aber schaden kann's nicht.«

»Schaden kann's nicht,« wiederholte die kleine Chiffon höhnisch. »Schämst Du Dich denn nicht, Dich wie ein kleiner Landstreicher zu benehmen? . . . Aber so bist Du, weißt Dich nicht zu präsentiren . . . Die Leute werden sagen: die Beiden wissen nicht einmal wie man in ein Gasthaus geht.«

»Nun, so wollen wir hineingehen, ohne anzuklopfen,« erwiederte Loriot.

»Das ist leicht gesagt. Ich möchte, daß Jemand käme, um zu wissen ob man anklopft oder nicht.«

Ehe die kleine Chiffon reich geworden war, hatte sie ganz sorglos in den Tag hinein gelebt; anklopfen oder nicht anklopfen, wäre ihr ganz gleichgiltig gewesen. Aber der Louisdor legte ihr allerlei Rücksichten auf, sie wollte es machen wie andere Leute.

»Komm herunter,« sagte sie, »ohne mich würdest Du einen schönen Bock geschossen haben, Du kannst Dich freuen, daß Du mich hast.«

»Ohne Dich,« erwiederte Loriot, »hätte ich die Thür aufgemacht.«

»Und dann?«

»Dann hätte ich der ganzen Gesellschaft einen guten Abend gewünscht.«

»Da haben wir's!« sagte Chiffon; »ich dachte es wohl.«

»Ist das denn nicht recht?«

»Man würde Dich für einen Bauernjungen gehalten haben,« sagte die Kleine spöttisch; aber sie sah zu ihrem Aerger, daß Loriot noch nicht hinlänglich beschämt war. »Und was weiter?« fragte sie.

»Ich hätte mich am Camin getrocknet,« erwiederte ihr harmloser Reisegefährte.

»Ach, mein armer Loriot!« sagte die kleine Eva achselzuckend. — Hätte sie die Sprache der gebildeten Welt gekannt, so würde sie gesagt haben: Wie wenig weißt Du Dich zu benehmen! — Den Gedanken hatte sie, aber sie wußte ihn nicht auszudrücken. Der Louisdor war wirklich ein Zauberer!

»Warum nennst Du mich deinen armen Loriot?« fragte der Knabe ganz verblüfft.

»Und was weiter?« fragte Chiffon, statt zu antworten.

Aber Loriot wollte nicht mehr. Er war empfindlich und ließ sich nicht verspotten. »Und wie würdest Du es machen, Chiffonnette?« fragte er zornig.

»Ich? . . .« erwiederte sie mit wichtiger Miene; »ich würde anklopfen, wenn es so Sitte ist . . . Man würde aufmachen, nicht wahr? . . . Ich würde einen Knix machen und kurzweg sagen: ich wünsche zu essen und zu schlafen.«

Loriot war ganz befangen vor Bewunderung. »Es ist wirklich wahr,« sagte er mit voller Ueberzeugung, »die Mädchen sind doch pfiffiger als wir! . . . Geh Du voran, Du hast ein besseres Mundwerk als ich.«

Chiffon setzte sich auf die Stufe. »Setze Dich,« sagte sie, »wir haben Zeit! Man muß sich nie übereilen . . . Was sollen wir antworten, wenn man uns fragt, was wir essen wollen?«

Loriot hatte eine sardanapalische Idee; er getraute sich nicht sie laut werden zu lassen, um nicht für einen Schlemmer gehalten zu werden. Er wünschte sich einen Eierkuchen mit Speck. Nicht als ob er nie Eierkuchen mit Speck gegessen hätte, aber er hatte gehört, daß reiche Leute diese Speise gern essen.

»Siehst Du wohl!« setzte die hoffärtige Chiffon hinzu;

»Du weißt nicht einmal was man in einem Gasthause essen kann. Ich bestelle Braten, Rindfleisch, Ragout, Suppe und Kartoffeln.«

Unserem Freunde Loriot wurde es grün und gelb vor den Augen. Die beiden kleinen Heimatlosen hatten wohl Kartoffeln und Suppe, vielleicht auch Rindfleisch gegessen, denn zwei- bis dreimal im Jahre werfen die Bauern in der Bretagne wohl ein Stückchen Fleisch in ihren Topf; aber Braten und zumal Ragout — das war eine unbekannte Größe! — Loriot mußte alle seine Selbstbeherrschung aufbieten, um nicht auf dem gepflasterten Hofe ein Rad zu schlagen.

»Aber wenn man Alles dies hat,« sagte er in seiner Begeisterung, »kann man auch Eierkuchen mit Speck haben!«

Chiffon reichte ihm mit Wohlwollen die Hand. »Ja,« sagte sie, »wir wollen Eierkuchen mit Speck bestellen . . . Hast Du viel Hunger!«

»Ich könnte ein Sechspfundbrot essen!«

»Dann biete mir deinen Arm; wir wollen uns an den Tisch setzen.«

Loriot fürchtete zu erwachen, denn es konnte nur ein Traum seyn. — Beide stiegen die Stufen hinan und öffneten die Thür ohne anzuklopfen. Alle Stühle an der Wirthstafel waren leer. Loriot zitterte bei dem Anblick der Pracht, die sich plötzlich vor ihm entfaltete. Der Speisesaal war in der That neu tapeziert und mit Kupferstichen geschmückt, welche die Hauptscenen aus »la Tour de Nesle« darstellten. Chiffon musterte alle diese Pracht mit einem flüchtigen Blicke und wurde gar nicht verlegen.

Eine dicke Frau erschien auf das Geklingel der Thürglocke, maß die beiden Ankommenden vom Kopf bis zu den Füßen und fragte: »Was ist gefällig?«

»Wir wünschen zu speisen und zu übernachten,« antwortete Chiffon mit einem Knix.

Loriot nahm seine Mütze ab und machte einen Kratzfuß.

Die dicke Frau sah die beiden Gäste noch einmal an. Sie fand sie ohne Zweifel recht artig, denn sie lachte und erwiederte: »Das läßt sich hören. Wünschen Monsieur und Madame ein Zimmer mit zwei Betten?«

Eine kurze Pause folgte; die beiden Gäste wußten nicht was sie sagen sollten. Die dicke Frau lachte herzlich: sie fand es sehr witzig, die beiden kleinen Wanderer »Monsieur« und »Madame« genannt zu haben.

»Zwei Betten!« sagte Loriot endlich; »welche Idee!«

Sie hatten bisher immer in den Scheunen auf Stroh geschlafen. — Warum zwei Betten? Ein Bett war schon ein unerhörter Luxus. Chiffon nickte ernst und würdevoll mit dem Kopfe und sagte: »Wir können ja zwei Betten bezahlen!« — Loriot wollte Gegenvorstellungen machen, aber sie kniff ihn in den Arm und setzte hinzu: »Es ist nicht wie auf dem Stroh . . . und überdies sind wir jetzt zu groß.«

»Seit wann?« fragte Loriot ganz betrübt.

Natürlich, seit dem Louisdor!

»Monsieur und Madame sollen ein Zimmer mit zwei Betten haben,« sagte die dicke Frau mit einer Verbeugung.

Chiffon machte wieder einen Knix und Loriot nahm seine wollene Mütze, die er wieder aufgesetzt, zum zweiten Male ab. Loriot bequemte sich sehr ungern zu diesen vornehmen Manieren, aber wir müssen gestehen, daß Chiffon überglücklich war.

»Nun, bestelle doch den Schmaus!« sagte Loriot, indem er sich an der Stelle, wo ihn Chiffon gekniffen hatte, den Aermel rieb.

»Was hatten wir doch gesagt?«

»O, ich weiß es noch sehr gut!« erwiederte der Kleine: »Braten, Rindfleisch, Ragout, Suppe, Kartoffeln und Eierkuchen mit Speck.«

»Monsieur und Madame haben viel Appetit, wie es scheint,« sagte die Wirthin.

»O ja!« antworteten Beide.

»Und auch viel Geld?«

Die kleinen Wanderer bliesen die Backen auf und antworteten zugleich: »Das versteht sich!«

Die dicke Frau stimmte schnell einen andern Ton an und erwiederte mit gutmüthigem Lächeln: »Wer viel Geld hat, kann Alles verlangen . . . Aber viel Geld und ein solcher Anzug! . . . Sie kommen wohl weit her?«

»Wir kommen von Hause,« erwiederte Chiffon, ihren Begleiter mit dem Ellbogen anstoßend.

»Ja wohl, von Hause!« setzte Loriot trotzig hinzu.

»Und zu Fuß?«

»Wir gehen spaziren.«

»Ja, zu unserer Unterhaltung!« sagte Loriot mit finsterer Miene und feuersprühendem Blick.

Die Wirthin trat auf ihn zu und streichelte ihm das Kinn.

»Haben wir denn auch Papiere, mein Söhnlein?« fragte sie.

Loriot erröthete bis über die Ohren, aber die kecke kleine Chiffon erwiederte: »Wir haben Alles was wir brauchen.«

»Hören Sie wohl, Frau!« sagte Loriot, dessen Stimme zitterte.

»Es ist gut,« sagte die Wirthin; »ich will das Nachtessen holen.«

Sie ging fort. Kaum hatte sie das Zimmer verlassen, so erschien ein großer Mann von vornehmer Miene. Er legte seinen Reisemantel ab und trat an das Camin, um seine nassen Füße zu wärmen. Loriot und Chiffon hatten sich an den Tisch gesetzt.

»Kinder,« sagte der neue Gast, »könnt Ihr mir sagen, wie weit es von hier bis zum Schlosse ist?«

»Wir sind nicht von hier, mein lieber Herr,« antwortete Chiffon mit ihrem anmuthigsten Lächeln.

Loriot wurde verstimmt. Warum? das hätte er nicht sagen können. Chiffon hegte eine dunkle Hoffnung, noch vierzig Francs oder mehr zu erhaschen. Sie sah überall doppelte Louisdor.

Der Reisende warf ihnen einen durchdringenden Blick zu, streckte die Beine aus und kreuzte die Arme auf der Brust. Er war ein Mann von etwa dreißig Jahren. Chiffon und Loriot hatten nie einen Prinzen gesehen; sie meinten, so müsse ein Prinz aussehen. — Ein Prinz muß ja wohl größer und schöner seyn als andere Leute!

Der Reisende hatte in seinem Wesen jene mit Sanftmuth vereinigte Würde, die der große Haufe so gut wie der Künstler zu schätzen weiß. Sein hoher Wuchs war zugleich kräftig und anmuthig. Sein Blick war geistvoll und sinnig, sein Mund ernst; aber wenn er lächelte, nahmen seine Züge einen fast kindlichen Ausdruck an. — Mit diesem freundlichen, herzgewinnenden Lächeln erwiederte er die anmuthige Antwort der Kleinen.

Und seine Stimme! Chiffon und Loriot glaubten sie noch zu hören. Ein solcher Mann hatte gewiß vierzig Frankenstücke zu verschenken, meinte Chiffon.

Sie betrachtete den Fremden eine Weile; Loriot eben=

falls. Loriot bewunderte ihn, aber er war vielleicht etwas eifersüchtig. Der Fremde beachtete die beiden Kleinen schon nicht mehr.

»Wie dumm sind wir doch!« sagte Chiffon nach einer Pause: »wir haben nicht einmal gefragt, wie viel Alles kosten wird . . . Mehr als fünfundzwanzig Sous darf's nicht kosten.«

»Was fällt Dir ein!« sagte der Kleine laut lachend; »kann man denn auf einmal fünfundzwanzig Sous ausgeben?«

Chiffon fand es allerdings sehr unwahrscheinlich, aber sie hegte einigen Argwohn. »Ich hätte es gern genau gewußt,« sagte sie.

»Wir wollen die Dicke zurückrufen.«

»Die Dicke sieht immer so spöttisch aus . . . Ich will den Herrn fragen.«

Loriot schüttelte den Kopf. Er war damit keineswegs einverstanden; aber Chiffon war schon aufgestanden und trat auf den Fremden zu.

»Mein lieber Herr,« sagte sie, »wir wünschen zu wissen, was man hier für zwei Betten, Braten, Rindfleisch, Ragout, Suppe, Kartoffeln und Eierkuchen mit Speck bezahlen muß.«

Der Fremde sah sie freundlich an. »Ihr Beide wollt Alles dies essen?« fragte er lächelnd.

»Ja, wir sind nur zwei, aber wir haben guten Appetit.«

»Ich habe auch guten Appetit,« sagte der Fremde; »wenn Ihr wollt, können wir Drei zusammen essen.«

Der Tausend! Er gab nicht nur keinen Louisdor, son=

dern wollte auch noch mitessen. Wie doch der Schein trügt! Chiffon nahm sich fest vor, keinem Herrn, der einem Prinzen glich, mehr zu trauen. Sie sah ihren Loriot mit trübseliger Miene an. Loriot schlug frohlockend ein Schnippchen. Aber Chiffon verlor keineswegs den Muth.

»Es kommt nicht darauf an,« erwiederte sie, »es wird schon ein Bissen für Sie übrig seyn, wenn Sie Hunger haben; aber wir möchten wissen was man hier zahlen muß, um . . .«

Der Fremde ließ sie nicht ausreden; er faßte sie bei der Hand und zog sie auf seinen Schooß. Chiffon fand nichts Arges daran; aber Loriot stand ganz zornig auf.

»Kleiner!« sagte der Reisende gebieterisch, »bringe mir das Blatt Papier, das dort auf dem Tische liegt.«

Loriot sah Chiffon fragend an: sie nickte ihm zu. Der Reisende warf einen flüchtigen Blick auf den Tarif.

»Der Preis für Logis steht nicht darauf,« sagte er; »das Uebrige kann ich Euch sagen.«

Die beiden Kleinen wurden aufmerksam. Der Reisende las den Tarif genauer durch. »Für die Table d'hôte,« sagte er, »zahlt man zwei Francs fünfzig Centimes . . . Nach acht Uhr wird nach der Karte gespeist. Rindfleisch kostet acht Sous, Braten einen bis sechs Francs; Ragout hat ebenfalls keinen bestimmten Preis, man kann es von fünfundsiebzig Centimes bis drei Francs haben. Suppe dreißig Centimes; Kartoffeln zwölf Sous; Eierkuchen mit Speck einen Francs fünfundzwanzig Centimes.«

Chiffon und Loriot sahen und hörten nicht mehr, sie waren durch diese fabelhaften Preise im wahren Sinne des Wortes betäubt worden.

»Trinkt Ihr Wasser?« fragte der Fremde.

»Wir trinken lieber Cider,« antwortete Loriot.

»Wie! wie!« sagte Chiffon; »das könnte ja für jeden vier bis fünf Francs kosten!«

»Und sogar noch mehr, mein schönes Kind.«

»Ohne die Betten zu rechnen?«

»Ja, ohne die Betten.«

Der Unbekannte stand auf und legte den Speisezettel auf den Tisch.

»Was sagst Du dazu?« flüsterte Chiffon ihrem Loriot ins Ohr.

Loriot zuckte die Achseln und schnitt ein Gesicht.

Der Fremde ging nicht wieder ans Camin, sondern verließ den Speisesaal und rief draußen im Gange. Die Wirthin kam mit der bestellten Suppe.

»Sind diesen Morgen hier zwei junge Leute mit der Eisenbahn angekommen?« fragte der Fremde.

»Ja, mein Herr.«

»Und wieder abgereist?«

»Abgereist und wieder gekommen.«

Der Fremde schien sehr erstaunt zu seyn. — Chiffon und Loriot hatten sich inzwischen hinter seinem Rücken berathen. Loriot zog seine Mütze bis auf die Augen. Chiffon warf noch einen Blick auf die Pracht des Speisesaals und Beide machten sich ganz in der Stille aus dem Staube; sie hatten, wenn auch mit schwerem Herzen, auf Braten, Rindfleisch, Ragout, Kartoffeln, Suppe, sogar auf den Eierkuchen mit Speck verzichtet.

Ach! es war ein ungeheurer Schmerz, zumal für Loriot. Er hätte fast geweint, als ihm im Hofe der appetitliche Eierkuchen- und Speckgeruch in die Nase stieg.

Sobald sie aus dem Hause waren, liefen sie rasch fort und blieben erst am anderen Ende der Straße stehen, wo sie ein Zweipfundbrot und um vier Sous Käse kauften.—Was kümmerte sie nun die Speisekarte im »goldenen Löwen?«

Die Wirthin ging an dem in Gedanken vertieften Frem-

den vorüber. — »Was!« sagte sie, als sie den Speisesaal leer sah, »sind denn unsere Vöglein ausgeflogen?«

Der Fremde sah sich um.

»Sie können nicht weit seyn,« sagte er. »Laufen Sie ihnen nach!«

Aber die dicke Frau sah sich im Speisesaal um. — »Gott sey Dank!« sagte sie; »die kleinen Vagabunden haben nichts mitgenommen als ihre Lumpen . . . Interessiren sich Monsieur für diese Taugenichtse?«

»Nein,« antwortete der Reisende, der in Gedanken hinzusetzte: »Ich bin ein Thor... was kümmern mich die beiden kleinen Landstreicher!«

»Ich bin mit meiner Gutmüthigkeit wieder schlecht angekommen!« sagte die Wirthin; »die Speisen sind bereitet und ich muß sie behalten!«

Die »gutmüthige« Frau dachte zur Entschuldigung ihrer Unbesonnenheit: »Ihr Aeußeres war allerdings nicht einladend, aber ich hielt sie für kleine Diebe.«

Und die kleinen Diebe haben zuweilen Geld; die brave Frau hatte daher nicht ganz falsch speculirt.

»Ich nehme das Abendessen wie es bestellt ist,« sagte der Reisende; »legen Sie drei Gedecke auf.«

Er zog eine Brieftasche hervor und nahm eine Visitenkarte heraus.

»Wenn ich recht verstanden habe,« setzte er hinzu, »so sind die beiden jungen Leute noch hier.«

»Zimmer Nr. 1,« erwiederte die Wirthin.

»Gehen Sie gefälligst hinauf; übergeben Sie ihnen diese Karte und sagen Sie, daß man die beiden Herren zum Souper erwarte.«

Die Wirthin lief so schnell, als es ihre Beleibtheit erlaubte, die Treppe hinan. Als sie unter der Laterne vorüberging, las sie den Namen auf der Karte: Doctor Sulpice.